# Die Anfänge der Schweizer Dorfgeschichte.

---

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

bei der

**Hohen philosophischen Fakultät (I. Sektion)**

der

**Kgl. bayr. Ludwig-Maximilians-Universität zu München**

**am 11. Juni 1904**

eingereicht von

**Dr. jur. Robert Hallgarten.**

**München, 1906.**

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

# Die Anfänge der Schweizer Dorfgeschichte.

---

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

bei der

**Hohen philosophischen Fakultät (I. Sektion)**

der

**Kgl. bayr. Ludwig-Maximilians-Universität zu München**

**am 11. Juni 1904**

eingereicht von

**Dr. jur. Robert Hallgarten.**

**München, 1906.**

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

# Inhalt.


Einleitung . . . . . 5

Schweizer und Deutsche Dorfgeschichte.

I. Idyll und Dorfgeschichte . . . . . 9

II. Der Physiokratismus . . . . . 15

Entstehung der Physiokratie-Excurs: Turgot . . . . . 23

Eindringen in die Schweiz. — Die Berner ökonomische Gesellschaft. — Hirzel. — Pestalozzi.

III. Pädagogische Tendenzen . . . . . 44

IV. Rousseau . . . . . 52

Rousseau und das Idyll. — Stellung zum Physiokratismus. — Einwirkungen auf Hirzel und Pestalozzi.

V. Literarische Anregungen . . . . . 79


Seite 22, Zeile 5 v. o. lies: da statt dass; S. 27, Z. 8 v. o.: son statt sou; S. 29, Z. 9 v. o.: ausser den statt ausserdem; S. 34, Z. 4 v. o.; weiseste statt weisesten; S. 44, Z. 1 v. o.: schwierigeren statt schwierigen; S. 52, Anm. 1, Z. 2: den statt von.

# Einleitung.

Die neuere Dorfgeschichte ist im ganzen fast stets ein Stiefkind der literarhistorischen Forschung gewesen. Es fehlt an bedeutenderen Monographien[1]) über die einzelnen Vertreter beinahe ebenso, wie an Gesamtdarstellungen einzelner Abschnitte. Ästhetisch pflegt man die ganze Gattung meist nicht allzuhoch einzuschätzen. Noch heute trifft vielfach das zu, was R. Gosche[2]) 1870 schrieb, dass von der Dorfgeschichte „ungeachtet ihrer grossen Wirkungen seit Immermann bis auf George Sand (und der Kreis ist hier auch für die Zeit von 1870 eher zu eng gezogen), wie in einer stolzen Ernüchterung fast wegwerfend geurteilt wird".

Um die Bedeutung der Dorfdichtung richtig zu bemessen, bedarf es nicht so sehr einer Verteidigung gegen die ästhetischen Angreifer als einer Darstellung der historischen Entwicklung, vor allem der Zeitströmungen verschiedener Art, die in diesem merkwürdigem Erzeugnisse des philosophischen Jahrhunderts sich vereinigen.

Es zeigt sich hierbei, dass die schweizer Dorfgeschichte nicht nur räumlich von der deutschen geschieden ist. Vielmehr machen sich schon in den Grundlagen wesentliche Unterschiede bemerkbar. Steht doch der Physiokratismus, eine wichtige Voraussetzung der Schweizer Dorf-

[1]) Ein umfassenderes Werk über B. Auerbach (von Bettelheim) steht in Aussicht.

[2]) „Idyll und Dorfgeschichte im Altertum und Mittelalter", Archiv für Literaturgeschichte. I. S. 169 ff.

geschichte, in keinerlei Fühlung mit der deutschen Dorfpoesie. Und bleibt doch andererseits die derbe volkstümliche Idyllendichtung eines H. Voss, die für die deutsche Dorfgeschichte grosse Bedeutung gewann, für die Anfänge der Schweizer ohne irgendwelche entscheidende Einwirkung.

Gar mannigfache Schwankungen hat die neuere deutsche Dorfdichtung unter dem Einflusse verschiedenartiger literarischer Strömungen erlitten. Die Schweizer Dichtung von den Anfängen an viel unliterarischer hat in einem wesentlichen Punkte ihre Physiognomie bis heute behauptet. Was ihr ein ganz besonderes Gepräge aufdrückt, ist der für die Schweizer bis auf die neuere Zeit charakteristische Zug zum Nützlichen, richtiger vielleicht gesagt, zum Gemeinnützigen. Die Autoren der Dorfgeschichte entsprechen völlig dem Bilde des Schweizer Dichters, das Mörikofer (die Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts S. 14) gab und in dem er sonderbarerweise ein Ideal sah.[1]) „Sie waren weit davon entfernt, in erster Linie ihre Lebensaufgabe im Bücherschreiben zu suchen. Als treue Bürger, im öffentlichen Amt und im selbstgewählten Berufe suchten sie für ihre Mitbürger zu arbeiten. Wenn sie aber die Feder ergriffen, so geschah es, um ihr vaterländisches Bemühen für ihr Publikum fortzusetzen.“ So stellen sich uns auch die Vertreter der Schweizer Dorfgeschichte dar, der Arzt Hirzel, der Beamte Zschokke, der Lehrer Pestalozzi, der Pfarrer Bitzius, alle durch Beruf mit den Helden ihrer Erzählungen in Fühlung tretend.

Wenn B. Auerbach, selbst ein Dorfkind, 1846 schreibt,[2]) dass Lehrer, Pfarrer und Beamte „selten so in das Dorfleben eindringen könnten, wie ein Kind, das von Jugend auf in solches versenkt war“, so glaubt man die Spitze gegen die Schweizer herauszufühlen. Und doch scheinen diese in ihren Schriften der richtigen Dorfwelt, dem wirklichen Empfinden der Bauern meist ungleich näher zu stehen als der Schwabe.

[1]) Gegen Mörikofers Auffassung wendet sich schon damals K. Morell, „die Helvetische Gesellschaft“. S. 443.

[2]) „Schrift und Volk.“ Leipzig 1846. S. 36.

Die Muse der Schweizer Dorfpoesie eilt der deutschen voran (mehr episodische Darstellungen, wie die Bauerngeschichte im „Werther“ haben auf die Dorfgeschichte als solche wenig Einfluss ausgeübt): Hirzel, Pestalozzi, Zschokke und die ersten Anfänge Jeremias Gotthelfs fallen vor das Erscheinen von Immermanns „Münchhausen“, der genau gleichzeitig mit Gotthelfs zweitem Hauptwerke, den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“, vor die Öffentlichkeit tritt. Gotthelf durfte mit einiger Berechtigung von sich sagen, dass er „schon auf dem dem Felde gehalten und sein Rösslein munter getummelt habe“, ehe ihm die andern Dorfnovellisten folgten; erst zwei Jahre nach „Uli, der Knecht“ tritt Auerbach mit den Schwarzwälder Dorfgeschichten auf.[1])

Es wäre trotzdem gänzlich verkehrt, eine Scheidewand zwischen beiden Literaturen aufzurichten. Fehlte es doch nicht an Berührungen mannigfachster Art, an Vermittlern, unter denen hier vor allem der den Schweizern nahe verwandte J. P. Hebel zu nennen ist.

Mit den Auerbach'schen Dorfgeschichten erreichte diese literarische Bewegung ihre weiteste Ausdehnung. Nach allen Seiten breiten sich die Wellen aus: In Deutschland und Österreich eine „langandauernde Flut von Übersetzungen der Schwarzwälder Dorfgeschichten in das Lokalkolorit verschiedener Landschaften“.[2]) Gleichzeitig feiert die ländliche Geschichte ihre Wiedergeburt in Frankreich. Balzac spricht in dem Vorwort[3]) zu seinem Roman „Les paysans“ (1845) davon, dass die Literatur das arbeitende Landvolk völlig vergessen zu

[1]) „Uli der Knecht“ erschien 1841, die erste Sammlung der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ 1843, einzelne schon etwas früher, so der „Tolpatsch“ in der „Europa“ von 1842.

[2]) R. M. Meyer, die Deutsche Literatur des 19. Jahrh. Berlin 1900. S. 252.

[3]) Das Vorwort bezw. die Widmung des Romans an Gavault wurde schon in der „Presse“ vom 3. Dez. 1844 veröffentlicht. Über die sehr interessante Entstehungsgeschichte des Werkes vergl. Spoelberch de Lovenjoul «La genèse d'un Roman de Balzac, Les Paysans». Paris 1901 und desselben Autors «Histoire des oeuvres de Balzac.»

haben scheine, während sie Verbrecher und Henker verherrliche und den Proletarier der Städte vergöttere.

In Deutschland folgte dem Höhepunkt der Dorfgeschichte eine ziemlich starke Reaktion beim Publikum und bei der Kritik, ein Rückschlag, der wohl nicht zuletzt dem Übersättigtwerden mit minderwertigen Produkten zuzuschreiben war. Otto Ludwig (Werke VI, 56) spricht von den Unarten, die die Dorfgeschichte im Übermute ihres Geltens oder von der Ungeschicklichkeit und Unpoesie vieler ihrer Pfleger angenommen habe. Ludwig deutet hier auf die gemachte Naivität und Sentimentalität hin. Andere verdross mehr noch, als das weinende Auge, die fliessende Nase. Mit Hebbel (Tagebücher, Werner'sche Ausgabe IV, 103) verlangte man von dem Gevatter Dorfgeschichtenmann, dass er die Grenzen respektiere. Eine gelungene Satire gegen die „didaktische Ruralmoralromantik" jener Zeit gab Hermann Kurz in seinem parodistischen Entwurf zu einem Bauernroman (Werke, Hesse IX, 60).

Der scheinbar absterbenden Gattung führten neue Kräfte neues Leben zu. Inzwischen aber hatte sich die wirtschaftliche Physiognomie der Dörfler vielfach in einer Weise verändert, die dem beobachtenden Auge der Bauerndichter nicht entgehen konnte. Wir scheinen an einem gewichtigen Einschnitte in diese Literatur angelangt zu sein. Pessimistische Töne erklingen: Nicht mehr das selbstverschuldete Schicksal des Einzelnen (wie im Gotthelf'schen „Schuldenbauer") wird geschildert, sondern die Vernichtung ganzer Geschlechter unter einem scheinbar unabwendbarem Geschick. So die Bilder, die Polenz („Der Büttnerbauer") aus dem Norden und Rosegger („Jakob der Letzte") aus dem Süden zeichnet.

Wer vermag zu unterscheiden, ob die Dichter, die den Bauer zu Grabe tragen, zu schwarz sehen? Wohl aber dürfen wir sagen, dass man vor mehr als einem Jahrhundert, als man den Bauer „endeckte", zu optimistisch war. Die Dorfgeschichte trägt in ihrem Entstehen noch etwas von der „seligen Verschwommenheit" an sich, die für jene Zeit so charakteristisch ist.

Von der Verschwommenheit! Wenn wir versuchen die

einzelnen Bestandteile der Dorfgeschichte zu sondern, so muss von vornherein darauf hingewiesen werden, dass es sich nicht immer um eine strenge Scheidung handeln kann. Nicht alle unsere Gegensätze gelten für die damalige Zeit, in der man nicht nur empfindsam dichtete, sondern auch gefühlvolle Politik trieb. Wie seltsam mutet es uns an, wenn der ältere Mirabeau in dem ersten der Briefe an Rousseau, den er zu den Lehren seines Meisters François Quesnay zu bekehren hoffte, wenn der fünfzigjährige Politiker Richardson als den für ihn nützlichsten Menschen bezeichnet, wenn er den Schweizer, der „nur die brennenden Tränen kenne", die Gewohnheit der süssen Tränen lehren will.

Gewiss: reale, ja nüchterne Elemente sind in der Dorfgeschichte. Aber neben einem platten Rationalismus begegnen wir, besonders bei Hirzel, einer überschwenglichen, verstiegenen Empfindelei. Empfindsamkeit und Naturgefühl verknüpfen die Schweizer Dorfgeschichte mit dem Idyll. Politische und pädagogische Ziele führen sie darüber hinaus.

## I.

Die Beziehungen zum Idyll gelten, soweit es sich um die Schweizer Dorfgeschichte handelt, nur für die allerersten Anfänge, für die Entwicklung J. K. Hirzels. Bei Pestalozzi, Zschokke und den späteren sind diese Spuren völlig verwischt. So braucht hier weder die Entwicklung des Idylls, noch die ästhetischen Erörterungen des 18. Jahrhunderts über Idyll und Schäfergedichte ausführlicher dargestellt zu werden. Es möge genügen, auf die betreffenden Darstellungen bei Netoliczka [1]) und Wölfflin [2]) hinzuweisen.

Die Fragen, die auch für die Dorfgeschichte später des öftern zu ästhetischen Auseinandersetzungen führen, sind zuerst am bedeutsamsten gestreift in J. A. Schlegels 1746 erschienener Satire „Vom Natürlichen in Schäfergedichten". Ich folge hier

[1]) „Schäferdichtung und Poetik im 18. Jahrh." Vierteljahrschr. f. Lit. Gesch. II. 1. ff.

[2]) „Salomon Gessner", Frauenfeld 1889.

der Darstellung bei Netoliczka, da mir das sehr selten gewordene Schlegel'sche Werk nicht zugänglich war.

Die Satire richtet sich gegen die Schäferdichtung des Gottsched'schen Kreises. Die in Hallers Alpen gegebenen Keime eines echten Idylls sind nicht berücksichtigt (Netoliczka S. 44). Die Kritik wendet sich gegen „Zulassung bestimmter stofflicher Elemente und gegen den Naturalismus als Stilgattung“ (l. c. 45). Demgemäss wird verpönt das Motiv des Gegensatzes von Stadt und Land und die Schilderung der Verrichtungen des Bauerntums, wie Heuernten, Melken u. s. w., ja auch des ländlichen Zeitvertreibs, wie Korbflechten u. a. Für die Darstellung wird alles abgelehnt „was an Obscönität streift oder physische Zustände und Prozesse, wie Schweiss, Krankheit, das Verblühen jugendlicher Reize, zur Anschauung bringt.“ Aus der Kritik des sprachlichen Ausdrucks sei „die Abkehr vom bäuerisch derben“, die „Verdammung mundartlicher oder niedriger Ausdrücke und Redensarten“ (selbst des Gebrauchs von Sprichwörtern) erwähnt. — Wie entspricht diese Kritik so manchen späteren ästhetischen Urteilen über die Dorfgeschichte, vor allem über J. Gotthelf! — Eingehender begründet Schlegel seine Theorie in der Abhandlung, die seiner Übersetzung von Batteux': «Les beaux arts reduits à un même principe» (Übersetzung Leipzig 1751, 2. Aufl. 1759) beigefügt ist.[1]) Für unsere Zwecke ist vor allem interessant Schlegels Unterscheidung von „Gedichten vom Landleben“ und eigentlichen „Schäfergedichten“.

Dem Landgedicht ist epische Schilderung eigentümlich, dem Schäfergedicht lyrische Handlung. Ersteres entspricht dem Landschaftsstück, Handlung und Personen fehlen darin. Es ist Lehrgedicht, während sich das Schäfergedicht mit Oper und Ode berührt. In der ersten Auflage der genannten Übersetzung wird zum Landgedichte Opitzens „Zlatna“, „Vielguet“ und „Lob des Feldlebens“, sowie die zweite Epode des Horaz gerechnet.

[1]) Anhang zur ersten Auflage: „Von dem eigentlichen Gegenstande des Schäfergedichts.“ S. Netoliczka. S. 48.

Nach der Schlegel'schen Definition würden wir die Anfänge der Schweizer Dorfgeschichten, wenn wir Hirzels „Philosophischen Bauern" überhaupt als Dichtung bezeichnen dürfen, an diese deskriptiv didaktische Dichtungsgattung anzureihen haben, nur dass hier neben den Gegenständen des ländlichen Lebens auch schon das Individuum in die Erscheinung tritt.

Von der Schweizer Schäferdichtung nimmt schon Bodmers „Cimon" (1747 cf. Netoliczka 68 ff.) wegen des grösseren Realismus eine besondere Stellung gegenüber Schlegels Forderungen ein.

Noch weiter ist scheinbar die Kluft, die Gessner von Schlegels Anschauungen trennt. Aber, wenn auch der Schweizer Dichter in einigen mehr formellen Dingen gegen Schlegels ästhetische Regeln verstösst, eine Brücke wird geschlagen durch Gessners moralische Tendenz. Wie Wölfflin richtig hervorhebt, verfolgt die Schweizer Poesie auch hier „civilisatorische Absichten". „Tugend und Geschmack" werden gefordert. Schlegel weiss denn schliesslich auch seine Theorie den Gessner'schen Idyllen anzupassen. Er lässt dabei sogar die Schilderung einzelner ländlicher Verrichtungen in der Idyllenpoesie zu. (Dies alles in der zweiten Auflage des Batteux, cf. Net. 72.) Aber da vom Schäfergedicht noch solche Handlungen ausgeschlossen sind, die den „Nebenbegriff des Schmutzes oder der Mühseligkeit" haben, so muss hiefür noch das Landgedicht bestehen bleiben, dem nun das Schäfergedicht in drei Formen gegenüber gestellt ist: Ein Hirtengedicht aus der Gegenwart heraus unter Verwendung von Zügen aus dem Bauernleben, dann die Schilderung der Idealzeit im Gessner'schen Sinne und endlich die neueingeführte biblische Idylle, wie sie durch J. Fr. Schmidt vertreten war. — Wie man sieht eine lächerlich gekünstelte und tieferer ästhetischer Begründung entbehrende Unterscheidung, in der nur der Schimmer einer richtigen Idee schlummerte, der Vorstellung von der Schwierigkeit, aus den Elementen der deskriptiven Landdichtung und des Idylls zusammen ein wirklich künstlerisches Gebilde zu schaffen. Und es dauerte lange, bis das erreicht war. Viele behaupten, dass

heute noch nicht dies Idealbild der Dorfpoesie existiere und dass es überhaupt nie erreicht werden könne.

In ein „goldenes Weltalter, das gewiss einmal dagewesen ist", versetzt uns Gessner. In diese ferne Zeit verlegt er seine Hirtenszenen, „weil sie für unsere Zeit nicht passen, wo der Landmann mit sauerer Arbeit untertänig seinem Fürsten und den Städten den Überfluss liefern muss und Unterdrückung und Armut ihn ungesittet und schlau und niederträchtig gemacht haben". (Vorrede zu den Idyllen von 1756.) Dem hier geschilderten Typus des Bauern aus Ländern, „wo ein hochgräflicher Herr Graf oder ein gnädiger Herr Baron den Landmann zum armen Sklaven macht", stellt Gessner an anderer Stelle den Schweizer Landmann gegenüber, den „die Freiheit zum besserdenkenden braven Mann macht". Gessner getraut sich auf seinen Alpen Hirten zu finden, wie Theokrit zu seiner Zeit, denen man wenig nehmen und wenig leihen dürfte, um sie zur Ekloge zu bilden. (Brief an Gleim vom 29. November 1754.)

Warum hat Gessner dies Ideal nicht gesucht und nicht gefunden? Weil er, wie Baechtold (Gesch. d. Deutschen Lit. in der Schweiz 628 ff.) treffend auseinandersetzt im Grunde sein stets von ihm gepriesenes Vorbild Theokrit missversteht und stets aus der Wirklichkeit flieht, „um in einem Tugendideal schwächlich zu schwelgen".

Gessner selbst steht wieder unter dem Einflusse der englischen Literatur, von dem noch später die Rede sein wird. Den grössten Beifall erntete seine idealisierte Hirtenwelt in Frankreich, dem Lande, dass dann durch den Physiokratismus den Keim zu einer realistischeren Darstellung des Bauernlebens legte.

Wollen wir an dieser Stelle die Wechselwirkungen zwischen den Gessner'schen Idyll und der Dorfgeschichte kurz skizzieren, so kommt die Form nicht in Betracht. Gessners poetische Prosa hat nichts gemein mit dem rhetorisch-didaktischen Pathos Hirzels, mit dem dramatisch gefärbten Dialog in Pestalozzis „Lienhard und Gertrud".

Hirzel hat einen wesentlichen Einfluss auf Gessners moralische Tendenz.[1]) Auf seinen Rat sollen unter anderem die moralisierenden Episoden von Aristarch und Lamon in den „Daphnis“ eingeflochten sein. Die direkten Zeugnisse hierüber waren mir nicht zugänglich. Feststellen lässt sich jedenfalls, wie Hirzel gerade die Absicht der Gessner'schen Dichtung, „den Verstand auf eine edle Art zu ergötzen und das Herz zu verbessern“, vor allem hoch stellte. Wo in Hirzels Schriften von Gessner die Rede ist, wird stets mehr das Gute als das Schöne hervorgehoben. Man vergleiche in der „Neuen Prüfung des Philosophischen Bauern“, Zürich 1785, S. 79: „Sowie mein Gessner immer Gessner bleibt, zur Tugend reizt und uns ihre sanften beseligenden Empfindungen einflösset, er mag mit der Feder oder mit dem Pinsel die schöne Natur und im Genuss derselbigen glückliche gute Menschen malen. Ein solcher Künstler gibt einen edlen Ton in der Harmonie der Weisen aller Stände der Menschen.“

Und der realistischere Hirzel, der sich in praktischen Versuchen zur Hebung der Landwirtschaft erschöpft, träumt davon, seine Bauern in glückselige Gessner'sche Schäfer zu verwandeln. („Wirtschaft eines Philosophischen Bauers“, neue Aufl. 1774 S. 356.)

Was Hirzel wiederum Gessner verdankt, ist vor allem die Anregung zur Beobachtung der Natur, wie sie sich in dem Brief im „Crito“ ausspricht, auf dem wir noch zurückkommen müssen.

Persönlich noch näher als dem Schweizer Gessner steht Hirzel dem deutschen Idyllendichter Ewald von Kleist, dem er in Lavaters physiognomischen Fragmenten (Ausg. von 1776 II, 24) ein Denkmal setzte.

Auch hier preist Hirzel, wie bei Gessner, vor allem das moralische Element. Wir könnten im übrigen nach dieser Charakteristik vermuten, dass Kleist manche der Neigungen Hirzels teilte, aus denen heraus der Schweizer sein Werk

[1]) cf. Mörikofen S. 287, Baechtold S. 627.

„Über die Wirtschaft des Philosophischen Bauern“ schuf. So wird Kleists Eigenschaft gerühmt, in dem Bauern, im gemeinen Soldaten u. s. w. „ebenso leicht das Verdienst zu entdecken, wie in dem Helden und Gelehrten“. Ferner wird Kleists Neigung für die Weltweisheit und für die Wissenschaften hervorgehoben, „welche einem Staatsmann die Fähigkeit erteilen, einen Staat blühend und glücklich zu machen“. „Diesen widmete er seine Jugendjahre ganz.“

Ob Hirzels Angaben ganz zuverlässig sind? Die Schilderung Kleists als eines Menschen, der bei aller Lebhaftigkeit der Empfindung von aller Schwärmerei frei war, dessen Einbildungskraft „unter dem reinen Verstande in der gehörigen Unterordnung stand“, diese Schilderung darf uns wohl vermuten lassen, dass der phantasievolle Hirzel Kleists Bild allzusehr durch die Brille seiner eigenen Einbildungskraft betrachtete.

An der Entstehung des Kleist'schen „Frühlings“ nahm Hirzel den regsten Anteil. Die 1750, ein Jahr nach der ersten Berliner erschienene Züricher Ausgabe des Gedichts hat Hirzel zum Herausgeber, der „eine langatmige, enthusiastische“ Vorrede[1]) dazu schrieb. Leider war mir dieser Druck nicht zugänglich.

Wie Sauer (l. c. I, 160) bemerkt, beschäftigt sich übrigens die Vorrede mehr mit Hirzels Person als mit dem Gedichte.

Eine 1750 erschienene Kritik Ramlers (bei Sauer l. c.) rechnet den Frühling unter die Lehrgedichte. Kleists poetische Absichten waren jedenfalls andere gewesen. In einem Briefe an Gleim vom 19. August 1748 (l. c. 2, 124) betont er, dass es sein Endzweck nicht sei, den Ackerbau, sondern nur das Vergnügen zu beschreiben, welches er auf dem Lande empfunden habe.

Die Ausmalung des Gegensatzes zwischen Stadt und Land erinnert lebhaft an Haller (vgl. unten), der Kleist aber in der Schilderung der „häuslichen Wirtschaft des Landmanns“, für

[1]) E. v. Kleists Werke (Hempel), herausgeg. von A. Sauer I. LXXXII.

die die Schweizer von jeher ein besonderes Talent bekunden, überlegen ist. Das „fröhliche Landvolk“ Kleists unterscheidet sich in nichts von den sonstigen Schäfern und Hirten der Idylle.

In der ersten Ausgabe des Gedichts wird Hirzel „der Liebling Minervens“ angerufen,[1]) um mit dem Dichter zusammen „mit Kindern der Flora geschmückt des hohen Pöbels in Purpur zu spotten und die Schönheit der Tugend zu besingen“.

Von dem Landvolke ist hier weiter nicht die Rede. Anders als Pestalozzi vermag sich Hirzel einer reinen Naturbegeisterung hinzugeben, ohne des Menschenelends zu gedenken. Die Einflüsse der Physiokraten und Rousseaus machen sich erst später bei ihm bemerkbar. Was den späteren Volksschriftsteller mit dem Idyllendichter verbindet, ist auch hier, wie bei Gessner, die Liebe zur Natur, der empfindsame Enthusiasmus für die Tugend.

Zwischen der Schwärmerei für das Hirtenleben der Idylle und der Begeisterung für den Philosophischen Bauern steht als Vermittler eine politische Richtung, die gleichfalls der Schwärmerei nicht entbehrte, der Physiokratismus.[2])

## II.

Es lässt sich leicht ein Bindeglied zwischen den Anschauungen der Idylle und den Ideen des Physiokratismus finden, wenn man den letzteren mit manchen Forschern als aus „der gedankenlosen Anschauung der tatsächlichen Ver-

[1]) Infolge einer Verstimmung will Kleist später Hirzels Namen aus dem Frühling streichen. In der Ausgabe von 1756 werden dann Hirzel und Spalding zusammen genannt.

[2]) Vereinzelt ist schon auf die Bedeutung der physiokratischen Bestrebungen für die Literatur hingewiesen worden, während eine umfassendere Untersuchung bis jetzt noch fehlte. cf. v. a. Miaskowski „Iselin“, ferner Mann in der Einl. zu seiner Pestalozziausgabe I. XXXII a. a. O., Wölfflin „Gessner“ S. 76, und E. Schmidt „Richardson, Rousseau und Goethe“ S. 194. Wenn hier von J. G. Schlosser und J. J. Rousseau als Physiokraten bezw. Anhängern der Lehre die Rede ist, so kann das, wie wir sehen werden, nur im begrenzten Masse gelten. (s. unten.)

hältnisse des Landlebens jener Zeit hervorgegangen“ bezeichnet. Gessners Traum von der goldenen Zeit und Iselins, des Physiokraten Eudämonismus, wie Miaskowski[1]) sagt, „die Sehnsucht nach der Natur ins volkswirtschaftliche übersetzt“, gewiss lässt sich hier etwas Gemeinsames finden. Und bezeichnend genug lautet der Titel der Iselin'schen Schrift, in der vor allem seine wirtschaftlichen Anschauungen niedergelegt sind: „Träume eines Menschenfreundes.“[2]) In diesen Träumen flieht der Volkswirt Iselin „mit den Städten zugleich Handel und Gewerbe, diese Lieblingskinder einer merkantilistischen Verwaltungspolitik und flüchtet auf das Land und zur Landwirtschaft“.[3])

Und erstrebt er für seine Bauern nicht auch eine goldene Zeit, wie der Dichter? Hofft er nicht sogar, dass die Bauern durch Lektüre idyllischer Dichtungen in ihrem Standesgefühl gekräftigt werden? (S. u.) Auf der andern Seite aber prüft er doch die wirtschaftliche Lage des Landvolks und überdenkt die Mittel zu seiner Besserung. Die moralischen Ideen dagegen, die Hirzel Gessner einzuimpfen versucht, verdichten sich bei dem Idyllendichter noch nicht zu sozialen Gedanken, obgleich bei Gessner später noch die Anregung durch die gemeinnützige Helvetische Gesellschaft[4]) hinzutrat.

Weniger merkwürdig ist freilich die Phantasie des Dichters, die ihn als Hirten in ein goldenes Weltalter führt, als der Traum des Volkswirts. Man hat in der Entstehung der Physiokratie wohl mit Recht ein schwer zu lösendes Rätsel gesehen, das durch die oben mitgeteilte Anschauung (von Sivers u. a.) nicht als entwirrt betrachtet werden kann.

Es wird hierbei auch gewöhnlich, worauf Gustav Cohn[5]) hinweist, die Lehre des Physiokratismus, soweit sie die

---

[1]) „Isaak Iselin“ von August von Miaskowski. Basel 1876. S. 79.

[2]) Früher (1772) als „Versuch über die gesellschaftliche Ordnung“ erschienen.

[3]) Miaskowski l. c.

[4]) cf. Morell, S. 336.

[5]) cf. System der National-Ökonomie I. S. 101 ff.

Ackerbauinteressen betrifft, nicht ganz richtig gedeutet, indem der Kreis zu eng gezogen wird. Es handelt sich eben um mehr als eine bloss ökonomische Theorie: um eine neue ethisch-soziale Doktrin.[1]) Auf sozialen Gründen fussen die Ideen über die Landwirtschaft. Die Verfechtung der Ackerbauinteressen bedeutet ein Eintreten für die Mehrzahl des arbeitenden Volkes.

Das Wesentliche ist nicht „die Aufstellung einer neuen Steuertheorie, sondern die Forderung der Entlastung von den herkömmlichen Steuern für die Mehrzahl. Weil diese Mehrzahl eine ackerbauende ist und nur in soweit die ackerbauende Klasse zu dieser arbeitenden Mehrzahl gehört, sind ihre Forderungen ackerbaufreundliche". Mit der hier vorgetragenen Ansicht von Cohn[2]) stehen freilich die Anfänge der Physiokratie, vor allem Quesnays einigermassen in Widerspruch.

Ebenso wie über die Bedeutung und Nachwirkung der Physiokratie, gehen auch über ihre sozialen Tendenzen die Meinungen weit auseinander.[3])

Die Grenzen ihrer Doktrin wollten die Physiokraten möglichst weit gesteckt wissen, sie betrachteten sich nicht nur als Nationalökonomen im modernen Sinne, sondern als neue Begründer der Gesellschaft, als Lehrer in der sozialen Kunst. So umfasst ihre Theorie die Wissenschaft des Naturrechts, der Verfassungslehre und überhaupt der in allen inneren und äusseren sozialen Beziehungen geklärten Rechtslehre.[4])

Die Grundzüge des Systems gehen auf François Quesnay, den Leibarzt Ludwigs XV., zurück. „Es ist nicht gleichgültig," bemerkt Oncken,[5]) „dass es ein Arzt war, der zuerst ein nach naturwissenschaftlicher Methode entworfenes System zur Heilung auch des gesellschaftlichen Krankheitszustandes

---

[1]) cf. J. Kautz, Theorie und Geschichte der National-Ökonomie. II. 338.

[2]) Cohn l. c. S. 105.

[3]) Vergl. Louis de Loménie «Les Mirabeau». Paris 1889 ff. II. 176 ff., der ein ergötzliches Sammelsurium von Meinungen darüber beibringt.

[4]) Loménie l. c. S. 182.

[5]) Gesch. der National-Ökonomie. I. S. 314.

seiner Zeit aufstellte.“ Unwillkürlich lenkt sich hier unser Blick auf Hirzel, wenn er in dem Briefe an Gessner (in Crito) die anatomischen Studien zum Ausgangspunkte von Betrachtungen machen will, bei denen „eine Klasse der Geschöpfe des höchsten nach der anderen darchlaufen werden“, bis die Freunde „in ihrer Erkenntnis und Glückseligkeit unendlich werden zugenommen haben“.

Vor dem Jahre 1761, in dem Hirzels „Philosophischer Bauer“ erschien, haben wir an nationalökonomischen Schriften Quesnays zu verzeichnen: die Artikel „Fermiers“, 1756, und „Grains“, 1757, beide in der Encyklopädie von d'Alembert und Diderot anonym erschienen, und 1758 das Tableau économique, mit dem seine Lehre in allen Hauptpunkten feststeht.[1])

Die physiokratischen Anregungen, die Hirzel bei seinem Werke empfing, gehen zweifellos vor allem auf Mirabeau, dessen „Ami des Hommes“ schon 1755 vollendet war, zurück. (Das Tableau économique von Quesnay erschien zuerst im Ami des Hommes, aber erst in der späteren Ausgabe von 1758/60.) Quesnay wird von Hirzel auch in den späteren Schriften meines Wissens nirgends erwähnt, während Hirzels Beziehungen zu Mirabeau offen da liegen. So unzweifelhaft die Weiterwirkung der Physiokraten bei den Schweizer Volksschriftstellern ist, so schwierig ist es, den oft sehr verwickelten Fäden zu folgen, die von den einen zu den andern führen. Auch Iselin, dessen physiokratische Genesis in das Jahr 1770 fällt, wird zunächst mit Mirabeau bekannt und gelangt erst auf Umwegen zu Quesnay.[2])

Um so eher wird es hier gestattet sein, aus der Quesnayschen Lehre nur einige der wichtigsten Punkte hervorzuheben und dabei auch gelegentlich auf einige spätere Schriften überzugreifen.

---

[1]) cf. Handwörterbuch der Staatswissenschaften von Conrad II. Aufl., Bd. 6 S. 278 ff.

[2]) cf. Iselins „Träume eines Menschenfreundes“ (Ausg. von 1784, Vorbericht VIII) u. Miaskowski S. 68.

Wie schon angedeutet, umfasst der Physiokratismus nicht eine Speziallehre, sondern sucht alle Wissenschaften in seinen Kreis zu ziehen.[1]) Aber Quesnay selbst gab keinen systematisch durchgebildeten Aufbau, und seine Schüler folgen ihm nicht in allen Stücken nach.[2]) Am nächsten steht ihm Mirabeau, der gleichwohl in manchen Punkten als selbständiger Miterfinder zu gelten hat.

Über die bisher sehr dunklen Anfänge der Physiokratie haben die Forschungen Stephan Bauers, dem auch bedeutsame Funde glückten, neues Licht verbreitet.[3])

Quesnays erste Schriften (über Pachtwesen, Bodenproduktion, Getreidehandel und Bevölkerung) entspringen der Untersuchung des natürlichen wirtschaftlichen und sozialen Zustandes, den Quesnay vor Augen sah.[4])

Er findet in Frankreich besser gestellte Pächter und arme Kleinbauern oder Halbpächter vor, die besitzlos sind und nur ihre Arbeitskraft hergeben, während ihnen die Pächter Boden und Gebäude zur Verfügung stellen und den Ernteertrag in natura mit ihnen teilen. Dem ersteren Stande vor allem will Quesnay die Fürsorge des Staatsmanns zugewandt wissen. Denn die Pächter heben den Ackerbau und ernähren zugleich die armen Bauern. Die Ursachen der beginnenden Verarmung auch der Pächter sieht Quesnay in den Hindernissen, die die Regierung dem Getreideabsatz bereitet, in der Beförderung

[1]) cf. die Zitate bei Oncken S. 340.

[2]) Oncken S. 342.

[3]) cf. für das Folgende B's Aufsatz „Zur Entstehung der Physiokratie", Jahrb. f. National-Ökonomie und Stat. von J. Conrad. 1890. S. 113 ff.

[4]) cf. Iselins „Ephemeriden der Menschheit" 1782 I. 676: „darin irren Sie sich auch, wenn Sie sich vorstellen, Quesnay wäre bloss ein Arzt gewesen, der nur am Hofe und in Paris gelebt, und der die Bedürfnisse und den Geist des Landmanns nicht gekannt hätte. Er war Sohn eines rechtschaffenen Landwirtes, er war auf dem Lande erzogen, lebte lange da, liebte den Landmann und seinen Beruf und erwarb sich darin tiefe Kenntnisse, wie alle Kenner von den Artikeln zeugen, die er in der Enzyklopädie über diese Kunst, denn freilich ist sie eine Kunst, und eine grosse Kunst (cf. Mirabeau: premier des arts! s. unten) geliefert hat.

der Luxusmanufaktur und in der Willkür der Steuerauflagen[1]) („Fermiers“).

Der Artikel „Grains“ (Oeuvres 193 ff.), in dem Quesnay für Aufhebung dieser Hemmnisse des Wohlstandes eintritt, ist eines der wichtigsten Dokumente der Physiokratie: eine umfassende Apologie des Ackerbaues.

Quesnay legt hier grosses Gewicht auf eine zahlreiche Bevölkerung, die durch vermehrte Produktion und Konsumtion die Vermehrung des Staatsreichtums herbeiführe. „Der ursprüngliche Reichtum eines grossen Staates sind Menschen, Ländereien und Vieh. Ohne die Produkte des Ackerbaues hat der Staat als Einnahmequelle nur Fabrikation oder Handel. Beide stützen sich auf den Reichtum des Auslandes, auf beschränkte und wenig sichere Quellen, die dazu nur kleinen Staaten genügen können“ (l. c. S. 220).

Quesnay stellt hier zuletzt eine Reihe von Maximen auf, die als Richtschnur für die gesamte Politik dienen sollen. Ausführlicher sind diese Leitsätze wiederholt in den Maximes Générales du Gouvernement Économique d'un Royaume Agricole, die zuerst dem Tableau économique beigegeben und 1760 im Ami des Hommes wiederholt wurden (Oeuvres 329 ff.)

Als einer der ersten Grundsätze (Maxime III) erscheint die These: Que le souverain et la nation ne perdent jamais de vue, que la terre est l'unique source des richesses, et que c'est l'agriculture, qui les multiplie.

In der Erläuterung zur 20. Maxime (dass der Wohlstand der niedersten Klasse nicht gemindert werden dürfe) ist der berühmte Satz enthalten: armer Bauer, armer Staat.

Und hier finden wir auch die berühmte oder, wenn man will, berüchtigte Steueridee der Physiokraten in ihrem Kerne (in der 5. Maxime), „dass die Steuer nicht destruktiv sein dürfe oder der Masse des Einkommens nicht entsprechend, sondern dass sie der Vermehrung des Einkommens, dem Reinertrage der Ländereien folgen müsse u. s. w.“

---

[1]) Oeuvres de F. Quesnay, ed. A. Oncken (Frankfurt u. Paris) 1888.

Zu erwähnen ist hier dieser Punkt deshalb, weil die Theorie der einzigen Steuer auf den Reinertrag von Grundstücken dem Physiokratismus auch unter Staatsmännern und Fürsten viele Anhänger erwarb.

Bekannt geworden sind vor allem die physiokratischen Veruche, die der Markgraf Karl Friedrich von Baden durch Schlettwein in einigen badischen Dörfern enstellen liess.[1])

J. K. Hirzel durfte 1783 dem Markgrafen seinen Philosopischen Bauer Kleinjogg vorstellen.

Die 1785 erschienene „Neue Prüfung des Philosophischen Bauers" ist Karl Friedrich v. B. und dem Fürsten Leopold Fr. Franz von Dessau gewidmet. In der für Hirzel so charakteristischen, überschwenglich-devoten Vorrede erhofft er sich, dass „seine Gedanken über Harmonie der Philosophen aus verschiedenen Ständen der Menschen und über die Vorzüge des gegenwärtigen Zeitalters bei diesen philosophischen Fürsten ein geneigtes Ohr finden und damit der Menschheit Nutzen schaffen werden".

Auf der Anschauung, dass die wahre wirtschaftliche Tätigkeit im Ackerbau besteht, dass Handel und Industrie keinen neuen Reichtum schaffen, sondern nur bestehende Stoffe umwandeln, baut sich die Klasseneinteilung des Quesnayschen Hauptwerks, des Tableau économique auf.[2]) Die erste und sozial am höchsten stehende Klasse sind die Grundbesitzer, die einzigen Träger politischer Rechte und Pflichten. Sie haben nur die höhere Administration der Güter, die von der zweiten Klasse, den eigentlichen Ackerbauern bewirtschaftet werden, die wiederum in Pächter und Kleinbauern zerfallen. Die dritte Klasse sind Industrielle und Handelsleute. Sie bilden

---

[1]) cf. u. a. Carl Knies „Carl Friedrichs von Baden brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Du Pont". Heidelberg 1892. — Durch diese Versuche wurde J. G. Schlosser vom Physiokratismus kuriert und trat in verschiedenen Schriften als Gegner der Lehre auf. Die erste, „Xenocrates oder über die Abgaben", 1784, ist Goethe zugeeignet (s. Nicolovius „Schlosser" S. 94).

[2]) S. Handwbch. d. Staatswissensch. VI. 184.

da sie nicht als produzierend betrachtet werden, die „sterile Klasse". Dazu kommen die letzten Klassen, deren Lohneinkommen durch ihren Subsistenzaufwand verschlungen wird.

Wir brauchen auf die Einzelheiten des Tableaus hier nicht weiter einzugehen, dass es uns vor allem darum zu tun war, zu zeigen, welche Rolle der Physiokratismus von realen Beobachtungen ausgehend dem Landmanne zuwies.

Dagegen müssen wir noch etwas bei den Bestrebungen des Physiokratismus für Erziehung und Unterricht verweilen. Auf die Lehre der späteren Physiokraten werden wir noch weiter unten kurz zurückkommen, hier handelt es sich um die Anfänge, um Quesnay.

Von wesentlichem Einfluss auf diesem Gebiete war das Vorbild Chinas, des „Musterstaates der physiokratischen Verheissung", ein Staatengebilde, das sich, wie es Bauer[1]) darstellt, Quesnay zu der Zeit konstruierte, als seine Lehre, von der ursprünglich freien Beobachtung und Kritik bestehender Zustände ausgehend, allmählich zu einem völlig doktrinären System erstarrt war.

Schon 1729 hatte Silhouette die Förderung des Ackerbaues in China gepriesen. Nachdem Quesnay, „der Confucius des Abendlandes", wie ihn seine Anhänger ernsthaft nannten, auf das gelobte Land hingewiesen hatte, wird das Lob Chinas, auch in der schönen Literatur,[2]) allgemein.

Im Droit Naturel hatte Quesnay bereits Unwissenheit und Unordnung als Quellen des Missbrauchs der menschlichen Freiheit bezeichnet und als erstes positives Gesetz die Einrichtung eines öffentlichen und privaten Unterrichts in den Gesetzen des Naturrechts gefordert.[3])

Im «Despotisme de la Chine» (Oeuvres 563) von 1767 wird

---

[1]) l. c. S. 156.

[2]) Man denke unter anderm an die Verherrlichung des Ackerbaus in dem bekannten Rätsel in „Turandot".

[3]) Vergl. Oeuvres S. 359 ff., 376, 377, ferner G. Kellner „Zur Geschichte des Physiokratismus" S. 40, J. Edelheim „Beiträge zur Geschichte der Sozialpädagogik" S. 78, 80 u. s. w., Oncken S. 357 ff.

das chinesische Unterrichtswesen ausführlich geschildert. Keine Nachahmung im einzelnen wird gefordert, wohl aber ein allgemeiner zwangsweiser Unterricht in den Wissenschaften, die das Volkswohl fördern können (Oeuvres 641). So soll der Unterricht dazu dienen, dass das Volk die Rechtmässigkeit der Gesetze, „der natürlichen Ordnung begreifen lernt". Auch an anderer Stelle (l. c. 646) wird ausdrücklich die Fürsorge für einen allgemeinen und beständigen Unterricht in den „Naturgesetzen" als eine Hauptaufgabe für die Verwaltung eines Staats, der dauern und gedeihen will, bezeichnet.

Ein System im einzelnen gab Quesnay auch hier nicht. Der Ausbau seiner Ideen fällt seinen Schülern zu, darunter auch dem Manne, der uns vor allem als Vermittler des Physiokratismus für die Schweizer Literatur näher tritt, dem älteren Mirabeau.

Ehe wir aber diese Beziehungen betrachten, sei es noch gestattet, eines Schülers von Quesnays zu gedenken, den man wohl als den Vollender und zugleich als den Vernichter der Physiokratie betrachtet, weil er mit der praktischen Anwendung des Systems zugleich seine Verderblichkeit für das damalige Frankreich demonstrierte.

Anne Robert J. Turgot bietet in gewissem Sinne unter allen Physiokraten das meiste unmittelbare Interesse für die literarische Forschung, weil er, wenn auch nicht als Bahnbrecher, aber doch als Vermittler für die deutsche Literatur in Frankreich tätig ist. Wenn den früheren Anhängern der Schule ein Einfluss auf die Entstehung der Schweizer Dorfgeschichte zuzugestehen ist, so steht Turgot im engsten Zusammenhang mit der Verbreitung des Schweizer Idylls in Frankreich.

Die literarische Rolle freilich, die seine Landsleute ihm zuerteilen, werden wir ihm schwerlich einräumen können. Wenn ein französischer Literarhistoriker[1]) davon spricht, dass

[1]) M. Villemain, Cours de Littérature française. Paris 1846. III. 326 und 327.

man bis zu der Zeit, wo Turgot sein Augenmerk auf die deutsche Literatur richtete, in Frankreich eine lange Epoche hindurch kaum ihren Namen ausgesprochen habe, so sei hier daran erinnert, dass schon vor dem Jahre 1762, in dem die „Turgot'sche" Übersetzung von Gessners Idyllen („Idylles et poèmes champêtres") erschien, das Journal étranger die Kenntnis deutscher Literatur in Frankreich vermittelt hatte[1]): 1756 und 1757 Übersetzungen von Gellert, Zachariae u. a., nicht zu reden von Tscharners Hallerübersetzung (1750 ff.).

Die Gessnerübersetzung erschien unter dem Namen von Turgots Lehrer Mich. Huber (1727—1804), der schon vorher am Journal étranger tätig gewesen war. (Vielleicht stammen einige der genannten Übersetzungen von ihm). Wie weit der Anteil des Schülers oder der des Lehrers an den Übersetzungen und an den verschiedenen literarischen Abhandlungen, die später in Turgots Werke aufgenommen wurden, geht, ist schwer zu entscheiden.[2])

Etwas naiv spricht die Vorbemerkung zu den Turgot'schen Übersetzungen und Abhandlungen über die deutsche Literatur[3])

[1]) Th. Süpfle „Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich" I. S. 158: „Im Hinblick auf diese so eifrige, uns so geneigte und so umfassende Tätigkeit kann oder muss man sagen, dass dem Journal étranger die deutsche Dichtung nicht zum kleinsten Teile die nähere Kenntnis, die Gunst und den Einfluss verdankt, welchen sie jenseits des Rheines seit dem fünften Jahrzehnt bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in so überraschender Weise gefunden hat".

[2]) Siehe Kellner l. c. S. 106. Wölfflin „Gessner" S. 39. Süpfle I. S. 185 ff. Wölfflin verlässt sich etwas zu sehr auf die Vorrede bei Turgot, Oeuvres, Paris 1809 bis 11, IX. S. 152, wenn er bestimmt sagt: „An der Übersetzung des Abel hatte der berühmte Turgot den wesentlichsten Anteil genommen u. s. w." Bei Hottinger „Salomon Gessner", Zürich 1796 S. 155 (der von Turgot nichts sagt) ist von Diderots Anteil die Rede, wovon wieder in der erwähnten Vorrede bei Turgot nichts zu finden ist.

[3]) Im IX. Bande S. 154 ff.: «Préface de la traduction de la Mort d'Abel. «Traduction d'Amyntas, De Daphnis.» «Avertissement qui précède la première édition de la traduction des Idylles de Gessner». »Trad. de Lamech et Zilla de Schmidt.» «Eclaircissements sur la versification Allemande et sur la nature de la Prose mesurée, dans laquelle sont écrits les ouvrages de Gessner.» «Du mécanisme de la versification allemande.» «De la Prose mesurée.»

davon, dass Turgot „seinen Lehrer Huber darum bat, die Übersetzung des »Todes Abels« (1759) unter Hubers Namen erscheinen zu lassen, da ihm als Beamten eine derartige Beschäftigung bei seinen Kollegen und Vorgesetzten schaden könne". In Anbetracht des Gegenstandes und der damals in weite Kreise gehenden Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften keine stichhaltige Argumentation!

Die Übersetzung des ersten Buches des Idyllen[1]) soll von Turgot allein herrühren. Die Übertragung des zweiten Buches vollendete Turgot nicht, schrieb aber dazu eine Vorrede mit „neuen Bemerkungen" über deutsche Dichter und deutschen Versbau.

Turgot soll hierbei stets den Namen und Charakter Hubers gewahrt haben. Er spricht also in den verschiedenen Übersetzungen (von 1759, 1762 u. a.), wie die Vorbemerkung in den Oeuvres IX sagt, auch von Deutschland als von seinem Vaterland, von der deutschen Sprache als von seiner eigenen Sprache u. s. w.

Die mancherlei Unwahrscheinlichkeiten und Übertreibungen dieses Vorworts erschweren es dem wahren Sachverhalt auf den Grund zu kommen.

Bemerkt sei hier noch, dass die Übersetzung der J. Fr. Schmidt'schen Idylle „Lamech und Zilla" (Turgot IX, 176) genau der Übertragung in der Huber'schen Sammlung «Choix de Poésies Allemandes», Paris 1766 (I, S. 12 ff. Das Vorwort bei Turgot erwähnt dieses Werk nicht) entspricht. Dagegen sind die literarhistorischen Ausführungen in dem Vorworte zu „Abels Tod" (Turgot IX, S. 154) gegenüber den kuriosen Bemerkungen Hubers über die deutsche Literatur (in der Einleitung zum ersten Band des Choix de P.) verhältnismässig selbständig und vernünftig gehalten.

Wir können hier diese Fragen nicht weiter verfolgen, möchten aber darauf hinweisen, dass Hubers Stellung als Vermittler deutscher Literatur in Frankreich wohl einmal eine ge-

[1]) Das Vorwort bei Turgot nennt als Erscheinungsjahr 1760, was augenscheinlich etwas zu früh angesetzt ist, vergl. auch „Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie" von R. Fester S. 17.

sonderte Untersuchung erheischte),[1] bei der auch Turgots Verdienste um die deutsche Literatur genauer festgestellt werden könnten.

Wenden wir uns nun zu dem „Menschenfreunde“ Mirabeau.

Victor Riquetti, Marquis von Mirabeau (geb. 3. X. 1715, gest. 13. VII. 1789) darf wohl als einer der selbständigsten Physiokraten bezeichnet werden. Ist doch sein Hauptwerk, der «Ami des Hommes ou Traité de la Population» gänzlich unabhängig von Quesnay entstanden.

Wir können aus diesem merkwürdigen Werke, das der Autor selbst als ein Chaos von Ideen und Einzelheiten bezeichnet, nur weniges herausgreifen.

Der Untertitel des Werkes weist auf einen Kernpunkt der Untersuchung hin: Eine zahlreiche Bevölkerung ist auch nach Mirabeau die erste Vorbedingung sozialen Gedeihens. Sie kann sich nur ihren Subsistenzmitteln entsprechend entfalten, und die gesellschaftliche Organisation muss diese Vermehrung der Bevölkerung im Auge behalten. Unter diesem Gesichtspunkte sind die verschiedenen Formen wirtschaftlicher Tätigkeit zu betrachten. In einem oft zitiertem Ausspruche[2]) vergleicht Mirabeau den Staat mit einem Baume, dessen Wurzeln der Ackerbau, dessen Stamm die Bevölkerung, dessen Zweige die Industrie und dessen Blätter Handel und Künste sind. Die Wurzeln aber scheinen ihm krank zu sein und der ganze Baum droht abzusterben, wenn man mit den Heilungsversuchen nicht bei ihnen einsetzt.

So stellt auch Mirabeau[3]) als einen Hauptzweck seines Werks den nachdrücklichen Hinweis auf die Pflege des Ackerbaus hin. Nichts ist hier bezeichnender, als folgende Betrachtung, der neben dem ökonomischen auch das schwärmerische Element nicht fehlt[4]):

---

[1]) Ausführlicher handelt über die Huberschen Gessnerübersetzungen die Dissertation von H. Broglé: „Die franz. Hirtendichtung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. in ihrem bes. Verhältnis zu S. Gessner. (Leipzig 1903.)

[2]) cf. A. Stern. „Das Leben Mirabeaus“. I. S. 25 und L. Brocard, «Les doctrines Econ. et Sociales du Marquis de M.» Paris 1902. S 59.

[3]) Amides Hommes, Avignon 1756. I. S. 191.

[4]) Ebenda. III. S. 463.

«L'agriculture, qui peut seule multiplier les subsistances, est le premier des arts: elle l'est par la beauté de son invention, puisqu'elle découvre, surprend et imite le secret de la nature, secret de la Providence elle-même, et le plus admirable et le plus surprenant des effets, par lesquels elle daigne se manifester à nos yeux.

Plus vous faites rapporter à la terre et plus vous la peuplez. — L'agriculture cependant — — — est encore dans sou enfance et si parmi nous l'Autorité tournait sa protection sur cette partie interessante, elle trouveroit la carrière encore neuve.

De tous les arts l'agriculture est non seulement le plus admirable et le plus necessaire dans l'état primitif de la société, il est encore dans la forme la plus compliquée, que cette même société puisse recevoir, le plus profitable et le plus rapportant. —

Il est de tous le plus sociable et le plus innocent.»

Der Unschuld des Ackerbaus steht dann „das bedrohlich angeschwollene Stadtleben in Paris mit seinem Luxus, seiner unheilvollen Heranziehung der Bevölkerung des platten Landes“ [1]) gegenüber, eine Anschauungsweise, in der ebenfalls neben den realen Gründen eine Dosis Empfindsamkeit steckt.

Für den Ackerbau tritt Mirabeau ein und zwar, was im Zusammenhang mit unserer Frage wichtig ist, für den bäuerlichen Kleinbetrieb. Die Devise seiner Gesellschaftsordnung lautet: Liebet die Grossen, unterstützt die Mittleren, ehrt die Kleinen! [2]) Hierunter sind vor allem die Kleinbauern gemeint.

Ein Stückchen Empfindsamkeit bleibt auch hier übrig, wenn der Autor „mit Tränen in den Augen an dies interessante Teilchen Menschlichkeit denkt, wenn er von seinem Fenster, wie von einem Throne aus auf die Armen sieht, die unter ihren Lasten schwitzen und, wenn er sich daran erinnert, dass er aus demselben Stoffe geformt ist, wie sie“. [3])

Knies [4]) bemerkt gewiss mit Recht, dass Mirabeau über

[1]) Knies l. c. I. S. 121.
[2]) Ami des Hommes. I. S. 191.
[3]) Ebenda. S. 194.
[4]) l. c. S. 122.

manche Ursachen des Elendes des Bauernstandes zu leicht hinweggeht; aber was ihn auszeichnet, ist dennoch das Verständnis, die Anerkennung für das, was der arme Bauer für den Rentenempfänger zu schaffen und zu leiden hat. Mirabeau zeigt hier einen viel weiteren sozialen Blick, als Quesnay, der ursprünglich nur für die Pächter eingetreten war und in den bäuerlichen Handarbeitern nur ein Mittel zur Hervorbringung eines Einkommens für andere oder einer Steuer für den König sah.[1])

Wie lehrreich ist der Vergleich der Urteile Gessners und Mirabeaus über den Bauernstand der Monarchie. „Unterdrückung und Armut haben den Landmann ungesittet, schlau und niederträchtig gemacht," sagt der Idyllendichter. Dagegen der Menschenfreund[2]): „Das Volk, so sagt man, ist undankbar, räuberisch, roh u. s. w." Aber Mirabeau lässt diese Vorwürfe nicht gelten, er macht den Ankläger zum Angeklagten. Und aus ethischen und wirtschaftlichen Gründen verteidigt er seinen Satz: „Die Kleinen sollen geehrt werden."

In diesem Hinweise auf das Menschentum im Bauern, einem Hinweise, der damals sehr notwendig war, liegt eine der wichtigsten Anregungen die Mirabeau den Schweizer Menschenfreunden, wie J. K. Hirzel gab. Freilich begnügte sich der Züricher Stadtarzt nicht mit dem Bilde einfacher und unverfälschter Menschlichkeit, er phantasierte sich ein Rousseau'sches Ideal hinzu.

Mirabeaus Denkweise musste zu einer Einzeluntersuchung auffordern, wie sie uns in der Wirtschaft eines Philosophischen Bauern vorliegt. Hirzels Werk entspricht auch methodologisch völlig den wirtschaftlichen Anschauungen der Physiokratie. Es ist die Methode, von der Quesnay ausgeht und die dann von seiner Schule adoptiert wird. „Sie untersuchte," wie St. Bauer sagt, „die Einzelwirtschaft des Pächters, in dem sie aber den Typus und die Zelle aller andern Wirtschaften erblickte."

---

[1]) Knies S. 153.

[2]) Ami des Hommes. I. S. 194.

Hirzels Kleinjogg ist der Typus des Musterbauern, seine Wirtschaft die typische Musterwirtschaft.

Mirabeau trat mit den Schweizern in Verbindung durch die anfangs 1759 in Bern von Joh. Rud. Tschiffeli gegründete Ökonomische Gesellschaft.

Mit dem Niedergange des Physiokratismus ist auch der Ruhm der Berner Gesellschaft geschwunden, die sich in den ersten Jahrzehnten nach ihrer Entstehung durch ganz Europa Ruhm und Beifall erwarb,[1]) die ausserdem bedeutendsten Schweizern jener Zeit einen Voltaire (den Verspotter des Physiokratismus!) Linné, Moses Mendelsohn, Filanghieri, den englischen Nationalökonomen Arthur Young u. a. zu ihren Mitgliedern zählte.[2])

1770 und 1771 ist Albrecht von Haller Präsident der Gesellschaft. Zwei naturwissenschaftliche Aufsätze des „Salzdirektors zu Roche" zieren die Abhandlungen von 1763 und 1764.

Haller selbst war nicht unbedingter Physiokrat. „In seinen Staatsromanen vermeidet er im ganzen wirtschaftliche Fragen, im Usong sucht er zwischen der physiokratischen und der merkantilistischen Theorie, die in erster Linie Handel und Industrie fördern will, zu vermitteln."[3])

Vincenz B. Tscharner, der Klopstockübersetzer, dichtet, als die Gesellschaft ein Preisausschreiben über „Die beste Art die Wiesen zu wässern" erlässt, sein Lehrgedicht „Von der Wässerung" (veröffentlicht in den Abhandlungen der Gesellschaft für 1761, II, 1.).

Tscharners „Ode auf den Feldbau" von 1769 nennt Tobler[4]) mit Recht ein „physiokratisches Glaubensbekenntnis in poetischer Form".

---

[1]) „Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen." II. S. 49.

[2]) Vergl. A. Oncken „Der ältere Mirabeau und die ökonomische Gesellschaft in Bern". S. 43 a. a. O.

[3]) M. Widmann „A. von Hallers Staatsromane". Biel 1894. S. 198 ff. Zu vergl. ist ferner für Hallers wirtsch. Anschauungen sein Briefwechsel mit Gemmingen (Herausg. von H. Fischer 1899).

[4]) „V. B. Tscharner". Bern 1895. S. 34.

Wie hoch in der Zeit der Gründung der Gesellschaft die Wogen der physiokratischen Begeisterung gingen, sehen wir an Wieland, der schon in der ersten Zeit seines Berner Aufenthaltes ein Gedicht über die Agrikultur, „das Sujet favori der Berner" entwirft.[1]) Wieland nennt den Stifter der Gesellschaft Tschiffeli den einzigen Menschen, auf den man unter allen, die er kenne, Shakespeares Worte anwenden dürfe: "the Elements, so mixt in him, that nature might stand up and say to all the world, this is a man!" Wielands Urteile aus dieser Zeit wiegen freilich nicht allzuschwer. Im übrigen ist Tschiffelis Bedeutung auch von anderer Seite genugsam bezeugt.

Das Programm der Gesellschaft (Abhandlungen 1762, I, XLIII ff.) ist durchaus physiokratisch. Doch dürfen wir nicht annehmen, dass der Physiokratismus den Schweizern etwas absolut Neues gebracht habe. Er dient hier zur Wiederbelebung, zur Stütze schon vorhandener Bestrebungen und erhält einen besonderen, man darf wohl sagen, nationalen Charakter: seine Vertreter erschöpfen sich hier nicht in spitzfindigen Theorien, sondern suchen greifbare Probleme zu lösen. Wenn wir wiederholt den Träumen der Idyllendichter oder Rousseaus den Physiokratismus als etwas realeres gegenüberstellen, so haben wir im wesentlichen diesen Schweizer Physiokratismus vor Augen.

An dem ersten Preisausschreiben der Gesellschaft, dass „die vorzügliche Notwendigkeit des Getreidebaues und die damit verbundenen allgemeinen und besonderen Hindernisse, sowie die besonderen Vorteile, deren die Schweiz zu dessen erwünschter Beförderung geniesst", zum Gegenstande hat, beteiligt sich Mirabeau, dessen Schrift die Devise trägt: Et quis est, qui vobis noceat, si boni aemulatores fueritis.

Die Palme trägt nicht der Marquis, sondern der Diakonus Stapfer davon. Wir können auf Mirabeaus Schrift (veröffentl. in den Abhandlungen 1760, II und III) natürlich nicht im einzelnen eingehen. Sie enthält namentlich in dem Teile, der die

[1]) cf. Ausgew. Briefe von W. an versch. Freunde. II. S. 41, 44, 159.

Schweiz behandelt, macherlei Gedanken, die später die Dorfdichtung aufnimmt, vor allem die Betonung des Unterrichtswesens, den Hinweis auf die Notwendigkeit praktischer Beispiele für den Landmann, und was volkspsychologisch besonders beachtenswert ist, die Berücksichtigung der Vorurteile des Volks, in die sich der hineinleben muss, der dem Volke nützen will. — Wie hat vor allem Pestalozzi diese Lehre beherzigt.

Der Marquis schliesst mit einem von warmer Begeisterung getragenem Appell an die Schweiz [1]): „Sey mir gegrüsset, mütterliche Erde eines klugen, tapfern und gemässigten Volkes. Behalte und erneuere von Alter zu Alter die lachenden Hütten der Einfalt, und unter ihren ländlichen Dächern das geheiligte Feuer der Unschuld und der Treue. Gleichwie deine Gebürge, Wasser und Fruchtbarkeit durch ganz Europa ergiesen, so sollen ihre Bewohner in demselben die Tugenden verbreiten, die deine Lauben umschatten. Werde der Aufenthalt und die Schule der ersten und besten Kunst: Die Völker, die von dir lernen, seyen mit allem den Gerechten versprochenen Segen des Himmels begabet. Würdige in dieser Stunde einer gütigen Aufnahme das Opfer des eifrigsten Verehrers des Landbaues und eines bekannten Freundes der Menschen".

Lauten Widerhall mussten diese Worte wecken, vor allem in dem Lande selbst, das der Franzose so enthusiastisch gepriesen hatte. Von „nationalen" Bestrebungen konnte damals, wo kein festes Band die einzelnen Kantone umschloss, kaum die Rede sein. Aber die Wirkungen der Gesellschaft gingen doch über den nächsten Kreis hinaus, sie erstrecken sich auch auf J. K. Hirzel, den Begründer der Schweizer Dorfgeschichte.

1762 wird Hirzel Mitglied der Berner Gesellschaft. Schon am 9. März 1761, also unmittelbar nach dem Erscheinen, vielleicht aber auch — genaue Daten fehlen — noch vor der Veröffentlichung von Hirzels Schrift wird der Berner Gesellschaft „eine Nachricht von einem Philosophischen Bauer im

[1]) Abhdl. 1760. S. 523. Die Übers. dürfte von V. B. Tscharner herrühren.

Kanton Zürich von Herrn Hirzel, der Arzneikunde Doktor" vorgelegt. Dass weiter keine Erwähnung Hirzels in den Abhandlungen erfolgt, ist freilich bei dem grossen Aufsehen, das die Schrift machte und bei dem Lobe, das hier der „Menschenfreund" spendete, etwas auffallend. — Ein Brief Hirzels an Tscharner[1]) (vom November 1761) liefert den Beweis dafür, dass Hirzel schon vor seinem Eintritt in die Berner Gesellschaft sich lebhaft mit deren Plänen beschäftigte.

Ebenso scheint es sicher, dass die Publikationen der Züricher Naturforschenden Gesellschaft, in deren ersten Bande Hirzels Abhandlung erschien, nach dem Vorbilde der Berner Gesellschaft entstanden und dass die Naturforschende von der Ökonomischen Gesellschaft ihre physiokratischen Anregungen empfing.

In den Berner Abhandlungen von 1762 (I, XXXVI) wird bemerkt, dass die 1747 in Zürich errichtete „physikalische Gesellschaft jetztund ihre Absicht vornehmlich in der Anwendung dieser Wissenschaft auf den Anbau des Landes zu bestimmen scheine" u. s. w.

Und J. G. Zimmermann schreibt[2]) am 11. Mai 1761 an V. B. Tscharner: «La Société oeconomique de Berne a fait naître une espèce d' émulation a Zürich. On y imprime actuellement les Mémoires de la Société, qui y est établie de puis longtems» — Zimmermann erwähnt hier auch eine Rede Hirzels „Von dem Einfluss der gesellschaftlichen Verbindungen auf die Beförderung der Vorteile, welche die Naturlehre dem menschlichen Geschlechte anbietet, und dem Nutzen, den unser Vaterland von der naturforschenden Gesellschaft erwarten kann".

Der Titel ist eine echt Hirzel'sche Stilprobe. Die den ersten Band der Züricher Publikationen eröffnende Rede betont überall den „moralischen" und Nützlichkeitswert der Naturwissenschaft. Hirzel spricht wohl auch von dem „edlen Wetteifer", mit dem man gerade jetzt in Europa den Feldbau

[1]) Tobler „Tscharner". S. 58.

[2]) Briefe von J. G. Zimmermann, Wieland und Haller an V. B. v. Tscharner, herausg. von. Rich. Hamel. Rostock 1881. S. 42.

zu heben suchte, ohne dabei aber ausschliesslich physiokratische Gesichtspunkte zu vertreten.

Ein kleines Kompendium der physiokratischen Lehre bietet dagegen die „Wirtschaft eines Philosophischen Bauers“,[1]) sowie die späteren Erweiterungen des Werkes, mit der Einschränkung natürlich, dass im Gegensatz zu den ersten Physiokraten der bäuerliche Kleinbetrieb gepriesen wird. Eine Kritik in dem Ephemeriden von 1776 zieht übrigens aus Hirzels Buch die Folgerung, dass die Anhänger des Grossbetriebs mit ihren Anschauungen gerechtfertigt seien.

Wir haben uns hier weder mit dieser Frage noch mit den sehr ins Detail gehenden Schilderungen aus der Wirtschaft Kleinjoggs zu befassen. Steht Hirzels Buch schon hart an der Grenze der schönen Literatur, so gehören diese Betrachtungen ausschliesslich der Landwirtschaftslehre an.

Ebenso können wir es uns ersparen, die physiokratischen Gedanken einzeln aus dem Werke herauszusuchen, würde das doch nur eine Wiederholung der Ideen des Ami des Hommes sein. Hier wie dort wird dem unsichern Erwerb aus der Industrie die sichere Einnahmequelle aus dem Feldbau gegenüber gestellt. Mirabeau nennt den Ackerbau die erste der Künste, Hirzel preist mit den Worten des Sokrates die Land-

[1]) Als Buch, wie bemerkt, 1761 erschienen. Die neue Auflage von 1774 enthält Beilagen an Briefen. 1785 erscheint die hier mehrfach erwähnte „Neue Prüfung des Philosophischen Bauers nebst einigen Blicken auf den Genius dieses Jahrhunderts und andere den Menschen interessierende Gegenstände“, aus vier Briefen bestehend, von denen vor allem der an Frau v. La Roche interessant ist, der einen Philosophischen Bauern aus dem 15. Jahrh. (das Vorbild des Heyse'schen Hans Lange) behandelt. Von den 1792 erschienenen „auserlesenen Schriften zur Beförderung der Landwirtschaft und der häuslichen und bürgerlichen Wohlfahrt“ enthält der erste Band ausser dem Inhalte der Ausgabe des Philosophischen Bauern von 1774 noch Briefe von und an Frey, der zweite die „Neue Prüfung“ u. s. w. nebst einem Aufsatz „Über Nutzen der Handelschaft für Feldbau und Sitten des Volks“. — Die französische Übersetzung «Le Socrate Rustique» (erste Auflage 1762 u. s. f.) dem „Ami des Hommes“ zugeeignet, rührt von Iselins Freund Joh. Rud. Frey, einem Schweizer Offiziere in französ. Diensten, her.

wirtschaft als „Mutter und Säugamme aller Künste“ u. s. w. Kleinjogg übt nach Hirzels Auffassung geradezu die Pflichten eines Königs in physiokratischen Sinne aus, er befolgt mit seinen Regeln die weisesten Regierungsmaxime, seine Kindererziehung wäre die beste Prinzenerziehung u. s. w.

Der Übersetzer des Hirzel'schen Werkes möchte mit der Widmung an Mirabeau dem Marquis den Dank seiner ganzen Nation für Mirabeaus menschenfreundliche Bestrebungen darbringen.

Diese Zueignung atmet einen Nationalstolz, der mit Befriedigung über das literarische und gemeinnützige Tun der Schweizer erfüllt ist. Besonders hervorgehoben wird das Wirken der Berner ökonomischen Gesellschaft.

Der Erfolg in Frankreich übertrifft alle Erwartungen. Julie von Bondeli giebt in einem Briefe an Zimmermann vom 3. Dezember 1762 dem Erstaunen darüber Ausdruck, dass dieses Buch, in dem nicht von Liebe die Rede sei, die Franzosen in solche Begeisterung versetzen könne.

Hier war freilich Rousseau ein trefflicher Minierer gewesen. Die literarische Menge schwärmte für die Einfachheit, für die ländliche Natur. Mirabeau dagegen prüfte das Buch auf seinen volkswirtschaftlichen Wert und erklärte es für eines der nützlichsten Werke, das je ans Licht kam.

Der Marquis hatte zur Propaganda seiner Bestrebungen, um auf den praktischen Landbau aufmerksam zu machen, eine Übersetzung von Thomsons „Jahreszeiten“ angeregt.[1]) Aber er fand nichts als Schilderungen und Landschaftsgemälde, die der Einbildungskraft entsprungen waren. Nun sucht er Bilder, wirklich nach dem Leben und nach der Natur, und der „ländliche Sokrates“ übertrifft seine Erwartungen: „Er enthält die Methoden und das Beispiel der gesundesten und aufgeklärtesten Landwirtschaft, der edelsten Philosophie und der verehrungswürdigsten Frömmigkeit.“

So entspricht Hirzels Werk den Forderungen der Physio-

[1]) «Le socrate Rustique» (III. Ausg. v. 1768) S. 323.

kraten und verkörpert zugleich, wie wir noch sehen werden, ein Rousseau'sches Ideal.

Den fruchtbarsten Boden fanden die Bestrebungen des Züricher Stadtarztes in seinem engeren Vaterlande. Ein näherer Verkehr der Gebildeten mit den Bauern wurde angebahnt durch die von der Naturforschenden Gesellschaft veranstalteten „Bauerngespräche", Diskussionen über wirtschaftliche Dinge in Gegenwart der ganzen Gesellschaft. Ganz im Hirzel'schen Sinne ist hier Nüchternheit mit Empfindsamkeit gepaart. „Thränen der Liebe und des Zutrauens ergiessen sich unter den Vätern, Brüdern und Söhnen des Vaterlandes."[2])

Eine Reminiscenz an diese Bauerngespräche findet sich in „Lienhard und Gertrud". — Pestalozzis Teilnahme an den ökonomischen Bestrebungen der Gesellschaft wird von Hirzel (l. c.) ausdrücklich bezeugt, wobei ihm und den anderen Mitarbeitern der öffentliche Dank für ihre wichtigen Opfer auf dem Altar des Vaterlandes ausgesprochen wird. Auch literarisch bekundet Pestalozzi (in den „Wünschen" im „Erinnerer") seine Absichten für die Hebung des Landvolks. (S. unten.)

Dass bei Pestalozzis Berufswahl, auf die wir noch zu sprechen kommen, weit weniger die damals in Zürich herrschende Rousseau-Schwärmerei mitspielte, als das durch die gleichzeitigen physiokratischen Ideen geweckte Bedürfnis, durch praktische Arbeit an einer Reform des Volkes mitzuwirken, scheint mir völlig klar zu sein. (S. unten.)

Schon bevor Pestalozzi sich zu einer systematischen Ausbildung in der Landwirtschaft entschloss, hatte er wiederholt bei Bauern praktische Belehrung gesucht und war auch öfters bei Kleinjogg eingekehrt, den er in verschiedenen Schriften rühmend erwähnt. Schon wenige Jahre nach dem Erscheinen des Hirzel'schen Buches scheint übrigens das Wort Kleinjogg allgemeine Bezeichnung für einen Musterbauer geworden zu

[2]) H. C. Hirzel, Denkrede auf Johannes Gessner. Zürich 1790. S. 134 ff.

sein. In Briefen an seine Braut spricht Pestalozzi von einem Berner Kleinjogg.

Der Lehrer Pestalozzis war der schon erwähnte Tschiffeli, der Begründer der Berner Ökonomischen Gesellschaft.

Es kann nach allem keinem Zweifel unterliegen, dass Pestalozzi ursprünglich völlig auf physiokratischem Boden stand: Die Züricher Freunde mit Hirzel an der Spitze, Tschiffeli als erster Lehrmeister, schon diese persönlichen Einflüsse mussten ausschlaggebend sein. Das wichtigste Zeugnis giebt Pestalozzi selbst in einem Briefe an N. E. Tscharner.[1]) Er bekennt hier, dass er vorzüglich den Feldbau liebe und lange gegen alle Fabrikenindustrie eingenommen gewesen sei.

Bei allem Idealismus doch im Grunde kritischer veranlagt als viele seiner Schweizer Freunde, bleibt Pestalozzi vor der Einseitigkeit des radikalen Physiokratismus bewahrt. So wenig er den kritiklosen Rousseauenthusiasmus teilte, so wenig blieb er auf Quesnays starre Lehre eingeschworen.

In den „Ansichten über die Gegenstände", auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat (1802)[2]) scheidet er mit klarem Blicke die Vorzüge von Landwirtschaft und Industrie für sein Vaterland.

Zur Klärung seiner Ideen bedurfte es für Pestalozzi einer langen Lehr- und Leidenszeit. Deutlich spiegeln sich in „Lienhard und Gertrud" seine persönlichen Erfahrungen in wirtschaftlichen Dingen wieder: Das Missgeschick seiner landwirtschaftlichen Unternehmung, seine Versuche mit der Baumwollenindustrie.

Schon in den mehrerwähnten Briefen an N. E. Tscharner[3]) vertritt Pestalozzi die Ansicht, dass „der Feldbau nicht mehr allenthalben genug Ressource für die Armen" sei, und so empfiehlt er, „die Auferziehung der Armen gewisser Gegenden der

[1]) Pestalozzis sämtliche Werke, herausgeg. v. L. W. Seyffarth. Liegnitz 1901. III. S. 259.

[2]) l. c. VIII. S. 365 ff.

[3]) l. c. III. S. 247.

Gewerbsamkeit zu unterwerfen". Die Hauptsache bleibt für Pestalozzi hier, sowie in seinem Volksbuche, weniger der wirtschaftliche Erwerb, als die sittliche Hebung des Volks. „Der in der Fabrikindustrie liegende grössere Abtrag (s. v. w. Ertrag) der Verdienstfähigkeit des Menschen soll als Mittel zur Erzielung wahrer, wirklicher Erziehungsanstalten verwendet werden." Dem herrschenden Vorurteil, dass die Industrie die Sitten verderbe, tritt Pestalozzi mit einem Hinweise auf die Fabrikanstalten der Herrenhuter entgegen, „deren Emsigkeit mit aller Sittlichkeit und mit dem wahren Geiste der Industrie verknüpft sei".

Beachtenswert ist, dass diese Anschauungen in Iselins ganz vom physiokratischen Geist erfüllten „Ephemeriden der Menschheit" niedergelegt sind. (1777, April- und Septemberheft.)

Isaak Iselin ist einer der Hauptvertreter des Physiokratismus in der Schweiz und als solcher eine merkwürdige Erscheinung: Nicht durch praktische Beobachtung des Landvolks, sondern durch theoretische Studien ist der in einer Handelsstadt aufgewachsene, „der das städtische Leben sich täglich vor seinen Augen abspielen und seine Theorien Lügen strafen sah", zum Physiokraten geworden.[1])

Doch steht auch er nicht auf seiten der radikalsten Anhänger Quesnays, wie er denn auch dem Handel als ein nützliches Gewerbe bezeichnet.[2]) Miaskowski rühmt es mit Recht als ein Beispiel der hochherzigen Unparteilichkeit Iselins, dass er in seiner Zeitschrift auch den zum Gegner der Physiokraten gewordenen J. G. Schlosser mit einem scharfen Angriff gegen die Lehre Quesnays zu Wort kommen liess. („Über das neue französische System der Polizeifreiheit, insbesondere in der Aufhebung der Zünfte", Ephem. 1776, II.)

Eine auffallende Parallele mit Iselin'schen Anschauungen[3])

---

[1]) cf. Miaskowski. I. Iselin. S. 63 ff.

[2]) Auch Hirzel war später mehr zu einem Ausgleich geneigt, man vergl. den schwächlichen „Philosophischen Kaufmann" von 1775.

[3]) Im „Palämon oder von der Üppigkeit". Basel 1769. Neuer Palämon 1770 (cf. Miaskowski S. 37).

findet sich in Pestalozzis Abhandlung über die Frage, „ob dem Aufwande der Bürger in einem kleinen Freistaate, dessen Wohlfahrt auf die Handelschaft gegründet ist, Schranken zu setzen seien". (1781, Werke Seyffarth III, 291 ff.)

Hier wie dort werden Luxusgesetze (wie sie dem merkantilistischen Geiste entsprechen) verworfen. Die physiokratischen Anklänge in Iselins Schrift, auf die Miaskowski (S. 69) hinweist (Proklamierung des laissez faire für die Konsumtion), kehren auch bei Pestalozzi wieder.

In den Briefen Pestalozzis an Iselin[1]) findet sich kein deutlicher Hinweis auf Quesnays Lehre. Eine Stelle im XII. Briefe, die Anspielungen auf Iselin und den Physiokraten Schlettwein enthält, ist infolge von Pestalozzis unbeholfener Schreibweise zu dunkel, als dass sich sichere Schlüsse daraus ziehen liessen.[2])

Ob Iselin den scheuen und ängstlich gewordenen Pestalozzi überhaupt zum Proselyten machen wollte? Pestalozzis eigenes Zeugnis (in der Denkrede auf Iselin, Werke Seyffarth I, 136) scheint dem direkt zu widersprechen: „ . . . ich war sein Freund und weiss von den Diensten, die er seinem Vaterland geleistet, eigentlich nichts; ich war sein Freund, und er redete mit mir von allem, wofür sein Land ihm allgemein dankt, geradezu nichts.

Auch als Schriftsteller kannte ich ihn eigentlich nicht. Das Verdienst seiner jüngeren Jahre, in denen er in diesem Fache vielleicht grösser war, als in seinem Alter, ist ausser meinem Gesichtskreise; meine Umstände haben mich längst von den Büchern weggelenkt und zu den Menschen selber hingeführt, so dass ich auch Iselin nicht durch seine Bücher, sondern durch ihn selber kenne, und es ist mir auf eine Art doch lieb, dass er mein Freund worden, ohne dass Meinungen

---

[1]) Herausg. von J. Keller in Kehrs Pädagog. Blättern von 1884.

[2]) Im 14. Briefe sagt Pestalozzi mit Selbsterkenntnis: „Ich bedauere die Dunkelheit meiner Aufsätzen, aber nun einmal ist es in einem gewissen Grade nicht mehr von mir und meinen Umstenden zu erwarten, dass ich Schriftstellerischer Ausbildung fehig."

und Büchersachen uns zusammenbrachten und dass er mich liebte, ehe ich schrieb und ohne dass ich ihn las.“

Dürfen wir Pestalozzis Worten unbedingten Glauben schenken? Es ist nachgewiesen, dass Pestalozzi mit den Angaben über seine eigenen Dinge, so im „Schwanengesang“ durchaus nicht immer absolut zuverlässig ist. Und findet sich nicht gerade in der Rede auf Iselin ein schlagender Widerspruch, auf den zuerst Keller aufmerksam machte? Pestalozzi erklärt hier, „dreizehn Jahre lang kein Buch gelesen zu haben u. s. w.“, während ihm die Beschäftigung, zum mindesten mit Goethe, direkt nachgewiesen werden kann (vergl. unten).

Sehr merkwürdig wäre es, wenn Pestalozzi die „Träume eines Menschenfreundes“ von 1776, in die Iselin das ganze physiokratische Ideensystem seines „Versuchs“ über die gesellige Ordnung von 1772 mit hinübernahm, gänzlich unbeachtet gelassen haben sollte. Und fast undenkbar ist es, dass Iselin, der die Bearbeitung des „Bauernromans“ Lienhard und Gertrud (wie Iselin das Buch selbst nennt) übernommen hatte, der dem Autor gegenüber erklärte, „das Buch habe in seiner Art noch keines seinesgleichen und die darin herrschenden Ansichten seien ein dringendes Bedürfnis der Zeit“, dass Iselin während dieser Arbeit nicht Pestalozzi seine Ansichten über die Bedeutung des Ackerbaues für den Staat auseinandergesetzt haben soll.

Wenn das letztere nur eine Vermutung ist, so steht es unumstösslich fest, dass Pestalozzi von dem Inhalt der Ephemeriden, an denen er selbst mitarbeitete, Kenntnis nehmen musste.

Im Jahre 1777, in dem Pestalozzis Briefe an N. E. Tscharner erschienen, brachte Iselins Zeitschrift eine sehr bedeutsame Auseinandersetzung über Adam Smiths Werk (Über Natur und Ursachen des Volkswohlstandes), das sie überall mit der physiokratischen Lehre in Einklang zu bringen versuchte.

Ferner sei unter anderem noch ein ausführliches Referat über Mauvillons physiokratische Briefe an Dohm (Eph. 1780, II, 285) hervorgehoben. Im November desselben Jahrgangs

erscheint schon ein Bruchstück aus „Lienhard und Gertrud“ (ebenda 511) als Probe des Buches. Der Text enthält verschiedene Abweichungen gegenüber der Ausgabe von 1781. Keller giebt (l. c.) einige Proben der Varianten.

In der „Ankündigung eines Buches für das Volk“ (l. c. 575) wird Pestalozzis Dorfgeschichte für ein sehr gemeinnütziges Werk erklärt, das unendlich viel zur Belehrung des erwachsenen Landmanns beitragen könne.

1781 erschien Lienhard und Gertrud als Buch (d. h. der erste Teil, die andern drei folgen 1783, 1785, 1787), und in demselben Jahre bringen die Ephemeriden eine Besprechung, die indessen bei allem Lobe etwas trocken und allgemein gehalten ist. Doch dürfen wir nicht vergessen, dass hier noch nicht die theoretischen Betrachtungen eingeflochten waren, die vom Standpunkte der Ephemeriden aus Anlass zu einer grösseren Auseinandersetzung geboten hätten.

Der 1782 gestorbene Iselin erlebte das Erscheinen dieser späteren Teile nicht mehr.

Ein Physiokrat übernimmt die Bearbeitung des Werkes, in einer physiokratischen Zeitschrift erscheinen die ersten Bruchstücke, die erste Anzeige des Buches. Aber ein physiokratisches Dokument, wie der Philosophische Bauer, ist „Lienhard und Gertrud“ nicht geworden.

Zum Teil liegt das schon in der Tendenz begründet, die auch hier weniger das wirtschaftliche, als das Erziehungsmoment in den Vordergrund stellt. Der Kreis ist gegen Hirzel bedeutend erweitert: nicht mehr die Untersuchung der Einzelzelle, sondern eines grossen, vielgestaltigen Organismus.

Erziehung und Leben werden bei Pestalozzi in unmittelbare Verbindung gesetzt.[1]) So wird auch der Schulunterricht mit der Arbeit verbunden, und zwar mit der Baumwollspinnerei, mit der Pestalozzi selbst Versuche gemacht hatte.

Wir sahen schon oben, dass Pestalozzi nicht mit den radikalen Physiokraten im Feldbau die einzige Erwerbsquelle

---

[1]) cf. H. Scherer „die Pestalozzische Pädagogik“. Leipzig 1896. S. 28 ff.

mehr erkennt. Im Dorfe Bonnal, dem Schauplatze des Volksbuchs, wird die Industrie neu belebt und mit der Landwirtschaft verbunden. Pestalozzi neigt in diesem Zeitpunkte entschieden mehr der ersteren zu und gelangt sogar einmal mit der Einseitigkeit, die für die meisten Volksbeglücker jener Zeit so charakteristisch ist, zu einer dem Physiokratismus direkt entgegengesetzten Folgerung: der einzig mögliche Weg, zur Veredlung der Menschen im grossen beizutragen, ruht auf einer weisen Bildung des Volks zur Industrie.

Um aber zu diesem Ziele zu gelangen, müssen in Bonnal Wege beschritten werden, die zum Teil von den Physiokraten vorgezeichnet sind: Die Gemeinde soll einen Fonds sammeln, „der durch seine Erträgnisse die herrschaftlichen Gefälle und die Abgaben, die samt und sonders auf ihrem Land wie durch ewigen Zins haften", ablösen könnte.

„Erringung aller bürgerlichen Freiheit durch genossenschaftliche Selbsthilfe, durch tatsächliche Beseitigung der historischen Abhängigkeitsverhältnisse des Landvolks gegenüber den bisherigen Inhabern der Lehen-, Bodenzins- und Steuerrechte, ohne Rechtsverletzung und im Einverständnis von Volk und Herrschaft friedlich durchgeführt, das ist die letzte Konsequenz der Grundideen von Lienhard und Gertrud. Die höchste Idee republikanischen Vaterlandssinnes, trotz der Einkleidung des Vorgangs in die Verhältnisse eines Dorfes, das einem Erbherrn gehört, in einem Lande, das von einem Herzog regiert wird."

So charakterisiert O. Hunziker treffend den Kernpunkt der wirtschaftlichen Idee in Lienhard und Gertrud.[1])

Dieser Teil des Programms entspricht ganz den Ideen der Physiokraten, die ebenfalls eine Entlastung der ländlichen Arbeiterklasse durch Abschaffung der feudalen Gebundenheiten, vor allem der Wegefrohnden herbeiführen wollten. (cf. Handbuch der Staatswissenschaften VI, 288).

[1]) „Zur Entstehungsgeschichte und Beurteilung von Lienhart und Gertrud." Zürich 1896 (ausführlicher Auszug davon in der Pestalozzi-Bibliographie, Monumenta Germaniae paedagogica. Bd. XXV. S. 54 ff.).

Dass Pestalozzi ein anderes Endziel vor Augen hat, wie Quesnay, das beruht, worauf wir schon hinwiesen, auf seinen persönlichen Erlebnissen. Die Bauern von Bonnal werden der Industrie zugeführt, weil Pestalozzis eigene landwirtschaftliche Pläne gescheitert waren. Es wird von Zeitgenossen allgemein bezeugt, dass das Misslingen dieser Unternehmung an Pestalozzis unpraktischem Vorgehen lag. Wäre sie ihm geglückt, so würde vielleicht sein Volksbuch eine andere Richtung genommen haben. Die Klärung seiner wirtschaftlichen Anschauungen, wie sie uns die erwähnte Schrift „An die Unschuld u. s. w." zeigt, erreichte er in Lienhard und Gertrud noch nicht, wo vor allem die Berechnungen oft willkürlich und utopistisch sind.

Dass die Schweizer Dorfgeschichte dem Physiokratismus entscheidende Anregungen verdankt, kann nicht mehr bestritten werden.

Es bleibt noch die Frage übrig, welche Wirkung die wirtschaftliche Denkweise der Autoren auf die künstlerische Ausbildung der Dorfgeschichte ausübte.

Als einen Hauptvorteil können wir die genauere, geschärfte Beobachtung des Bauern innerhalb seiner wirtschaftlichen Umgebung bezeichnen, ein Vorteil, der vor allem ins Auge springt, wenn wir an die Schäfer und Hirten der Idylle denken. So wird eine feste künstlerische Grundlage gegeben, auf der Pestalozzi in den ersten Teilen seines Volksbuchs ein wirklich künstlerisches Werk aufzubauen vermag. Gerade in den letzten Teilen von Lienhard und Gertrud aber zeigen sich schwere Fehler. Wirtschaftliche und erziehliche Betrachtungen führen zu einem Überwuchern der Tendenz, unter dem alles künstlerische Leben erstickt. Wohl sind scharf umrissene Charaktere zu finden, aber die Figuren werden vom Autor, wie Marionetten an den Fäden gezogen. Die Lösung der Probleme erfolgt auf künstlichem, nicht auf künstlerischem Wege, nicht durch die Entwicklung der einzelnen Helden, sondern durch einen deus ex machina: den Gutsherrn. Man wird diesen Grundfehler freilich nicht ganz auf das Konto des Physiokratismus setzen dürfen, der ja zu weitgehende Bevormundung des Staats ablehnt, wenn

er sich auch namentlich in seinen pädagogigchen Theorien in starke Widersprüche verwickelt.

Bei Lienhard und Gertrud ist der Fehler der künstlichen Lösung des Knotens von jeher angegriffen worden „Das Dorf kommt", wie Hunziker (l. c.) bemerkt, „nicht aus eigener Kraft empor, vielmehr ist es Objekt und Material für die Menschen beglückenden Ideen des Erbherrn Arner. — Es handelt sich eben um Erziehung des Volkes zu einem Idealzustand. In der Wirklichkeit geht freilich die Entwicklung langsamer".

Dieselben Worte könnte man auch auf Zschokkes „Goldmacherdorf" anwenden, das man als ein verkleinertes Abbild des Pestalozzi'schen Volksbuchs betrachten kann. (In künstlerischer Hinsicht ist es freilich in keiner Weise damit zu vergleichen): auch hier der plötzliche Umschwung in der Gesinnung der Bauern, die Entwicklung nach dem Willen des Autors, aber nicht im künstlerischen Sinne, das Ganze, wie im Grunde Lienhard und Gertrud auch, eine Dorf-Utopie und selbst volkserzieherisch nicht ganz einwandsfrei.

Auf künstlerische Wirkung verzichtet Zschokke überhaupt, wenn man seinen Äusserungen in einem Briefe[1]) an Karl von Bonstetten Glauben schenken darf: „Das Goldmacherdorf schrieb ich eben, um die Ideen von besseren Schulen, Güterarrondierungen u. s. w. unter unsere Landleute zu bringen; alle übrige Erzählung ist nur Zucker darauf, um die Bauern zum Lesen zu locken u. s. w."

Schilderung der Entwicklung eines grösseren Organismus, in dem Sinne, wie es Pestalozzi versuchte, wird stets für die Kunst des Romans eine Klippe bleiben. Die Lösung dieses Problems ist von den Dorfnovellisten am besten Jeremias Gotthelf in seiner Erzählung „Die Käserei in der Vehfreude" gelungen (vergl. Gottfried Kellers treffende Kritik in den „nachgelassenen" Schriften und Dichtungen S. 128).

Und Gotthelf gelang auch, um die Weiterentwicklung der Schweizer Dorfgeschichte hier ganz kurz anzudeuten, die Lösung

[1]) Vom 26. März 1826, „Prometheus". Aarau 1832. II. S. 72.

der noch schwierigen Aufgabe, zugleich künstlerisch und erzieherisch zu wirken. Dies Ziel konnte nur auf dem Wege von Einzeldarstellungen aus dem Bauernleben erreicht werden, nicht von schematisch ausgeklügelten Musterbeispielen, sondern von künstlerisch erdachten Bildern. Gotthelf war, wie Gottfried Keller treffend sagt, nur darum ein guter Volksschriftsteller, weil er ein guter, von innen heraus produzierender Dichter war.

Auch Pestalozzi ist im ersten Teile von Lienhard und Gertrud ein wahrer Volksdichter. Keine von den andern Dorfgeschichten aus jener Zeit hat höheren künstlerischen Wert.

Mit Gotthelf erreichte die Schweizer Dorfdichtung, und wir dürfen wohl sagen die Dorfgeschichte jener Zeit überhaupt, aus flachen Niederungen aufsteigend, ihren Höhepunkt. Sie ist hier, um mit Goethe zu reden, vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen gelangt.

## III.

Pädagogische Tendenzen sind, wie wir sahen, mit dem Physiokratismus aufs engste verknüpft. Fehlt es in den ersten Programmatischen Schriften der Schule an mehr ins einzelne gehenden Forderungen für Erziehung und Unterricht, so finden diese Fragen bei der Ausbildung und Verwertung der Lehre um so grössere Berücksichtigung.

Die physiokratischen Pädagogen selbst, ausser Quesnay und Mirabeau noch Mercier de la Rivière und Dupont de Nemours, sind im wesentlichen Sozialpädagogen.[1])

Die Aufgabe des pädagogischen Hauptwerks der Physiokraten, der vom Schwedischen Hofe inspirierten Schrift Merciers de la Rivière «De l'instruction publique» u. s. w. (1775) ist „eine Darstellung der wechselseitigen Beziehungen zwischen Volksunterricht einerseits und der «Regierung» (d. h. der Gesamtheit der politischen und sozialen Verhältnisse) andererseits in ihren Grundzügen und Hauptresultaten“ (l. c. S. 111).

[1]) Vergl. hierüber das erwähnte Buch von Edelheim, S. 78 ff., dem ich bei der Darstellung der Physiokratischen Pädagogik folge.

Von den zwei Arten Schulen, die Mercier unterscheidet, dient die eine nur der Ausbildung zum Bürger: „Ein Katechismus bürgerlicher und politischer Verhaltungsmassregeln, aufgebaut auf Fundamenten der sozialen Ordnung und universellen Moral wird den Schülern eingeprägt.“ Dieser Unterricht soll durch häusliche Lehren und Beispiele unterstützt werden. Der soziale Unterricht ist obligatorisch, die Aufnahme zum Bürger abhängig von dem Bestehen einer Prüfung in den öffentlichen Pflichten. Diese „promovierten“ Bürger werden vor den übrigen Menschen durch eine besondere Kleidung ausgezeichnet.

Auch an der anderen Art Schulen, den Universitäten, Akademien, Kollegien u. s. w., die zur Pflege der Wissenschaften und Künste dienen sollen, müssen die Prinzipien der Moral und Gesellschaftsordnung gründlich gelehrt werden. Auch hier soll den Schülern möglichst grosse Anhänglichkeit an die Verfassung eingeprägt werden.

Bei weitem phantastischer noch sind die Pläne Duponts de Nemours (cf. l. c. 129 ff.), der eine Nationaltracht einführen und auf grossen Nationalfesten, deren Pläne er sorgfältig ausarbeitet, alle Stände vereinigen will. Edelheim nennt ihn den Utopisten der physiokratischen Sozialpädagogik. Viel Utopistisches ist schon bei Mercier. Echt im Geiste der Zeit ist hier die überall platzgreifende Bevormundung von seiten des Staates, die „Uniformierung der Geister“.

Mirabeau steht im ganzen ebenfalls auf sozialpädagogischem Boden. Aber er wünscht nicht, wie Mercier de la Rivière, eine Trennung des Unterrichts der physiokratischen Lehre von der übrigen, sondern, wenigstens für die Volksschule, eine Verbindung beider.

Wohl vertritt auch Pestalozzi in Lienhard und Gertrud eine Sozialpädagogik, wohl sind auch seine Reformen hier noch von einer tiefgreifenden Tätigkeit des Staates abhängig, aber wie weit ist er schon hier, in seinen pädagogischen Anfängen, von den blassen Theoremen der genannten Volksbeglücker entfernt.

Nicht die phantastische Pädagogik der Physiokraten selbst wirkte auf die Dorfgeschichte ein, sondern eine pädagogische

Strömung, die dem Physiokratismus verwandt ist, weil sie wie dieser und zum Teil unter seinem Einflusse die Hebung des Landvolks im Auge hat.

Am Eingange dieser Richtung steht Johann Georg Schlosser, der zu der Zeit, als sein „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“ erschien (1771), selbst noch Physiokrat war.

In der mir vorliegenden Geschichte der Pädagogik von Karl Schmidt (4. Auflage besorgt von W. Lange) ist als Begründer dieser Reform der Landschulen nur F. E. von Rochow genannt. Dies beruht meines Erachtens auf einer vielleicht zu engen Auffassung des Begriffes der Pädagogik und ist gegenüber Schlosser ein doppeltes Unrecht, da sein Werk vor Rochows „Versuch eines Schulbuches für Kinder und Landleute oder zum Gebrauch der Dorfschulen“ (1772) erschien und eine eher noch grössere Bedeutung gewann. Hettner (Lit. Gesch. des 18. Jhrh. III, 2, S. 327) nennt es „eine der vorzüglichsten Volksschriften aller Zeiten“, ein Urteil, das man freilich schon wegen des einseitigen Standpunktes Schlossers nicht unterschreiben kann. — Rochow selbst bemerkt in der Einleitung zu seinem Buche, dass er „von der Ähnlichkeit der Absichten bei Schlosser, von der seinen Ideen gleichenden Lehrart und von den Gesinnungen gegen den zahlreichsten, aber verachtetsten Teil der Mitmenschen gerührt sei“.

Das Lob des Landlebens, das Schlosser den Kindern predigt, entspricht den physiokratischen Hymnen: „Eure Arbeiten schaffen euch alles, was ihr zum Leben braucht und sind zugleich eurer Gesundheit überaus nützlich. Ihr seid in der beständigen Bewegung. Die frische Luft, die Wärme der Sonne, der Geruch der Wiesen und selbst der rohen Erde sind angenehm und gesund. Selbst Wind und Regen sind gesund.“

Dem Landleben wird der Luxus in der Stadt mit seinen Gefahren gegenüber gestellt: „Hier steht die Verführung bevor, die Sorge für den Unterhalt, die Notwendigkeit zu schmeicheln und zu betrügen, um die Gunst anderer zu erwerben. Die Stadtleute müssen nach Reichtum, nicht nach ihrer Neigung heiraten.“

Ganz so einseitig, wie viele Physiokraten ist Schlosser hier nicht: „Kein Stand der zum Nutzen der andern beiträgt, ist verächtlich und unnötig.“ Man vergleiche hiermit Hirzels spätere Ausgleichsversuche gegenüber den Physiokraten im „Philosophischen Kaufmann“.

„Unter allen Ständen aber,“ heisst es dann wieder bei Schlosser, „nutzt keiner so viel, als der eure, ist keiner so glücklich, keiner so sicher, keiner so frei, keiner so angenehm.“

Ein Vorzug des Schlosser'schen Buches ist die knappe und volkstümliche, nirgends überladene Ausdrucksweise, die auch auf die Dorfgeschichte einwirkte. Kleine Volkserzählungen, als Beispiele für die Anwendung der Lehren eingestreut, beleben das Ganze. — Auch Schlosser schrieb aus lebendiger Anschauung des Volks. Doch ist die Ausbeute an „Volksphilosophie“, um mit Pestalozzi zu reden, bei dem Verfasser des Katechismus gering. Man vergleiche etwa den Abschnitt über den Diebstahl bei Schlosser mit Pestalozzis „Volksbegriffen über das Stehlen“ in „Lienhard und Gertrud“.

Schlossers und Rochows Werken folgt eine ganze Flut von Katechismen, Not- und Sittenbüchlein u. s. w., teils volkstümlich, teils etwas literarischer gehalten. Ein Handbuch für die österreichische Landjugend von J. Wiegand (1771) weist gar in der Einleitung auf die Römer, vor allem auf Vergil hin: „Was sollen also nicht wir in unserem weitaufgeklärten Jahrhundert, in einer Zeit, wo nur Weisheit, Güte und Menschenliebe, wo Therese und Josef herrschen, erwarten?“ Die „zarten Seelen“ der Landjugend werden hier apostrophiert, die Jahreszeiten poetisch verherrlicht.

Hettner (a. a. O. S. 333) macht noch auf die um diese Zeit erfolgende Umwandlung des Kalenders aufmerksam, der ebenfalls pädagogische Wege einzuschlagen beginnt. Über die Kalender äussert sich unter anderen Hirzel, der den „Kalendern für Bauern und Dorfschulmeister“ des Hofkaplans Scholz in Prag den Preis zugesteht. Für eine Verbesserung der Kalender, „der beinahe einzigen Lektüre des Landvolks“, tritt

auch J. von Sonnenfels ein. (Grundsätze der Polizei, Handlungs- und Finanzwissenschaft. Wien 1771, II, S. 64.)

Ein Vermittler dieser auf bessere Erziehung der Landjugend zielenden Bestrebungen sind für die Schweiz wiederum vor allem Iselins Ephemeriden.

Iselin selbst teilt in der Schrift „Über die Erziehung“[1]) die Menschen in die arbeitende und denkende (oder anordnende) Klasse, die erstere wiederum in „Feldbau, niedrigere und edlere Künste“ ein. Die feldbauende Klasse hält er für die wichtigste. Ihrer Erziehung ist die Hauptsorgfalt der Regierung zu widmen.

Auch Iselin ist es vor allem darum zu tun, den Landmann durch die Erziehung davor zu bewahren, „sich oder die Seinen in eine der anderen arbeitenden oder gar in eine der unnützen Klassen zu versetzen“. Die öffentliche Erziehung soll die feldbauende Klasse lehren, „die Würde und die Annehmlichkeiten ihres Standes zu fühlen und zu schätzen“.

Bezeichnend genug für den Schwärmer Iselin ist es freilich, dass er in den „Träumen eines Menschenfreundes“ (Karlsruhe 1784, II, S. 39) sich die Hebung dieses Standesgefühls weniger durch die Hilfe des Dorfschulmeisters erwartet, als durch die Lektüre einer Sammlung Gedichte „von edler Einfachheit im Geiste eines Gessner, Gleim, Lavater oder Weisse“.

Schon im ersten Jahrgange (1776) der Ephemeriden erschienen Berichte von Schlosser über die Basedow'schen und Salis'schen Erziehungsanstalten, und Briefe von N. E. Tscharner über Armenanstalten auf dem Lande und über Erziehung des Landvolks, auf die 1777 Pestalozzi mit seinen „Briefen über die Erziehung der armen Landjugend“ antwortete. Im gleichen Jahre berichtet Rochow über seine Erziehungsanstalten. — 1786, einige Jahre nach Iselins Tode, erscheint in der (von G. W. Becker fortgeführten) Zeitschrift ein ausführlicher Bericht über den „Versuch über die Aufklärung des Landmanns“ von Rudolf Zacharias Becker (dem Verfasser einer der be-

[1]) „Vermischte Schriften.“ Zürich 1770. II. S. 105 bis S. 139. Neue Ausg. in „Iselins pädag. Schriften“, herausgeg. von Göring S. 124 ff.

kanntesten volkspädagogischen Schriften jener Zeit des „Not- und Hülfsbüchlein oder lehrreiche Freuden und Trauergeschichte des Dorfes Mildheim“).

Dies sind nur die wichtigsten Aufsätze.

Schon 1780 klagt der Herausgeber der Ephemeriden über das Erziehungsfieber, über die Überschwemmung mit Erziehungsschriften, die vor allem durch Rousseau und Basedow veranlasst sei.

Der erwähnte R. Z. Becker gehört noch zu einer Zeit, „wo man schon das Wort Aufklärung aus der deutschen Sprache wegzuspötteln begann“, zu den Aufklärern. Die Hauptgegenstände dieser „Aufklärung“ für den Landmann sind immer noch die Kenntnisse über die Dinge, „die sich auf die Erhaltung des Lebens und auf die Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse beziehen“. Das Ziel ist immer noch, „den Landmann möglichst zufrieden mit seinem Stande zu machen“.

Es wäre eine besondere Aufgabe, im einzelnen all den pädagogischen Bestrebungen, die sich in Iselins Zeitschrift konzentrieren, nachzugehen. Es würde das ein sehr schätzenswerter Beitrag zur Kulturgeschichte jener Zeit werden, liegt aber schon deshalb ausserhalb des Rahmens unserer Betrachtung, weil sich die erzieherischen Tendenzen der Dorfgeschichte durchaus nicht auf eine aus dieser Zeitperiode hervorgehende bestimmte pädagogische Richtung vereinigen lassen.

Die Tendenz ist überall die Hebung des Landvolks, aber die Wege zum Ziele sind verschieden. Hirzel konstruiert sich aus Kleinjoggs Kindererziehung, ein halb physiokratisches, halb Rousseaus'sches Ideal. Pestalozzi geht seine eigenen Bahnen, und Jer. Gotthelf, der sich auf dem Gebiete der Armenerziehung und Volkspädagogik mit Pestalozzi begegnet, vertritt wieder in Fragen des Schulunterrichts durchaus andere Anschauungen.[1]) Etwas Gemeinsames schöpfen die Dorfdichter aus der Quelle dieser Rochow-Schlosser'schen Pädagogik: die Fürsorge für die

[1]) Siehe F. Schäfer, „Die Pädagogik des Jer. Gotthelf“. Frankfurt 1888. S. 191.

Landschule. Der Schulmeister wird für die Dorfgeschichte von ihrem Beginne an eine stehende Figur.

Einen langen, fortgesetzten Kampf um Hebung der Schulen und des Lehrerstandes kämpfen die Volksdichter mit. Die Zustände, die uns Peter Käser (in Gotthelfs „Freuden und Leiden eines Schulmeisters") schildert, sind noch nicht so sehr weit von den Zuständen der Rochow'schen Zeit verschieden. Und Rochows Forderungen, die uns jetzt von einer fast lächerlichen Selbstverständlichkeit erscheinen (der Lehrer dürfe kein Handwerker oder unwissender Bedienter sein, die Schule müsse wenigstens zwei Klassen haben, die Schulgebäude müssten Vorzüge vor den übrigen haben u. s. w.), müssen Schritt für Schritt erstritten werden.

Wenn wir die Reihe der Schulmeistergestalten in der Schweizer Dorfgeschichte überblicken, so tritt uns eine merkwürdige Erscheinung entgegen, deren Ursprung zweifellos aus der Entstehungszeit dieser Dichtung heraus zu erklären ist: Der Soldat als Schulmeister, so der Glüphi in Lienhard und Gertrud, Oswald in Zschokkes Goldmacherdorf und Jeremias Gotthelf in Bitzius „Bauernspiegel", der zwar im Schulmeisterexamen durchfällt, dafür aber mit der sonderbaren Mission als wandernder Wirtshauslehrer betraut wird. (Nebenbei bemerkt, ist hier in der Vorbereitung des Helden für seine Erziehungsaufgaben durch einen anderen älteren Soldaten eine interessante Parallele mit Iselins Schinznach [vermischte Schriften II] zu finden, nur dass es sich hier um Edelleute und Offiziere, dort um gewöhnliche Soldaten und Kinder des Volks handelt.)

Es ist gewiss naheliegend, an Schweizer Soldaten in fremden Kriegsdiensten zu denken, die nach der Heimkehr ihre in der Fremde gesammelten Erfahrungen verwerten. So ist auch der Held des Bauernspiegels ehemaliger französischer Soldat.

Warum aber erhalten die Soldaten gerade Erziehungsmissionen? — Es ist wohl behauptet worden, Pestalozzi identifiziere sich mit seinem Schulmeister, dem Leutnant Glüphi,

mit Leutnant sei hier im wahrsten Sinne des Wortes ein Stellvertreter gemeint, eine Erklärung, die mir nicht recht einleuchten will und auch im Hinblick auf die übrigen soldatischen Erzieher nicht genügt.

Eher dürfen wir vielleicht die genannte Erscheinung auf das Vorbild des preussischen Offiziers, vor allem Friedrichs des Grossen, zurückführen. Nur nebenbei sei an Ewald von Kleist erinnert, mit dem die Züricher eine enge Freundschaft verband, vor allem aber sei auch auf Johann Georg Sulzers Propaganda für den Preussenkönig hingewiesen. (Vergl. auch weiter unten.)

Sehr charakteristische Stellen finden sich in dem schon erwähnten Werke Hirzels über Sulzer. I, 103 enthält einen begeisterten Lobeshymnus auf die Kulturtätigkeit des Königs: „Von dem Feldbau an, durch alle Werkstätten der Künste und Arbeitshäuser der Fabrikanten bis in das Comptoir des unternehmenden Kaufmanns ergossen sich allenthalben belebende Einflüsse seiner Weisheit", und in die Lobrede Sulzers auf den König von 1758 „ergiessen sich die Empfindungen der Bewunderung des Weisesten der Helden", von denen schon vorher die Briefe an die Schweizer Freunde angefüllt waren.

Auch kältere Naturen teilten den Enthusiasmus des leicht entzündbaren Hirzel.[1])

Die Ideen Rochows wurden in Preussen durch den Minister Zedlitz unterstützt (cf. Pestalozzis Werke, Seyffarth I, 220). Nach dem Zusammenbruche seiner Armenanstalt denkt Pestalozzi (1780) daran, nach Berlin zu gehen. „Ich suche nicht ökonomisches Zutrauen", schreibt er an Iselin,[2]) „sondern Verhör und Prüfung meiner Erziehungsgrundsätze in einem Reich, wo feste Kraft und Gerechtigkeit verhütet, dass ein Mensch, der mit jeder Aufopferung arbeiten und mit jeder

[1]) Vergl. auch die sehr charakteristischen Oden V. B. Tscharners auf den König und sein Heer. (S. Tobler l. c. S. 35.)

[2]) Päd. Blätter 1884. S. 97.

Geduld alle Lasten der Anfänger tragen kann, nicht leicht das Gespött derer wird, die ihm müssig zugesehen haben". — Pestalozzis Plan wurde nicht ausgeführt, aber er fand, wie Seyffarth bemerkt, gerade 30 Jahre später dort mit seinen Ideen ein bleibendes Unterkommen.

Dass Pestalozzi das Heil nicht aus Frankreich erwartete, wie so viele seiner Zeitgenossen, ist bedeutsam genug. Friedrichs Land gilt ihm als Musterstaat.[1])

So dürfen wir die Vermutung nicht ganz von der Hand weisen, dass der Soldat als Erzieher, so wie ihn uns die ersten schweizer Dorfgeschichten zeigen, eine dem Genius des grossen Königs dargebrachte Huldigung bedeutet.

## IV.

Rousseau nimmt wie für die ganze Literatur, so für die Fragen, die uns hier beschäftigen, eine derartige Sonderstellung ein, dass sich eine Darstellung ausserhalb der einzelnen Abschnitte, in denen hier die Grundlagen der Dorfgeschichte untersucht werden, rechtfertigt. Kommt er doch mit all diesen Einzelerscheinungen in Berührung.

Über Rousseaus Beziehungen zur Gessner'schen Idylle berichten H. Wölfflin und R. Fester.[2]) Letzterer verweist auf Rousseaus Brief vom 24. Dezember 1761, in dem er Michael Huber für die Sendung der (Huber-Turgot'schen)[3]) Übersetzung von Gessners Idyllen seinen Dank ausspricht und ihn zugleich bittet, Leonhard Usteri in Zürich für den Bericht über den Philosophischen Bauern in seinem Namen zu danken.

So wird Rousseau mit dem Idyll und mit der Dorfgeschichte ungefähr gleichzeitig bekannt; denn schon im September 1761 — offenbar vor der Publikation des ganzen

[1]) Zu vergl. ist auch das Lob des preussischen Neuburgs in „An die Unschuld von Ernst und den Edelmut meines Zeitalters u. s. w." Werk XI. S. 54.

[2]) Wölfflin, S. Gessner. S. 74 ff. Fester, „Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie". S. 17 ff.

[3]) Siehe oben.

Buches — erhält Rousseau, wie aus dem — von Fester nicht benutzten — Briefwechsel mit L. Usteri[1]) hervorgeht, einige Gessner'sche Idyllen zugesandt.

Sie entzücken ihn ebenso, wie ihn der „Abel" des Zürichers entzückt hatte.

Er findet in ihnen „eine rührende, antike, zu Herzen gehende Einfalt".

In helle Begeisterung verwandelt sich sein Lob, nachdem er das ganze Buch empfangen hat. Gessner ist ein Mann, ganz nach seinem Herzen, und was er spricht, ist für Rousseau „ganz Natur". Dem Übersetzer dankt er (in dem erwähnten Briefe vom 24. Dezember 1761) besonders dafür, dass er seine Sprache von dem „törichten gezierten Tone frei hielt, der den Bildern jede Wahrheit, den Gefühlen jedes Leben raubt". In einem Frühling träumt er sich, dessen Herrlichkeiten er mit Gessner'schen Hirten teilen will.

Der Idylle des Zürichers gab Rousseau nichts, er empfing von ihr. Das beweisen seine eigenen Zeugnisse über die Entstehung des „Leviten von Ephraim".[2]) Das beweist noch mehr die Vergleichung der beiderseitigen Ideale, wie sie Fester (l. c. 17) gibt, dieser Welten „voll gezierter Unschuld und überquellenden Edelmuts".

Dass natürlich auch die Gessner'schen Ideen von der goldenen Zeit nicht sein ausschliessliches Eigentum sind, dass er die Gedanken des Jahrhunderts, zum Teil vermittelt durch englischen Einfluss zum Ausdruck bringt, sei hier nur nebenbei erwähnt.[3])

---

[1]) Briefwechsel J. J. Rousseaus mit Leonhard Usteri in Zürich und Daniel Roguin in Yverdon. 1761—1769. Von P. Usteri, Progr. der Kantonschule in Zürich 1886. Leider sind in dem Programm aus Raumrücksichten die Briefe teilweise nur im Auszuge veröffentlicht.

[2]) Vergl. Confessions Buch XI. Oeuvres complètes de J. J. Rousseau avec des notes Historiques par G. Petitain. Paris 1839. I. S. 567. — R. erklärt das unter Gessner'schem Einflusse entstandene Werk, „wenn nicht für sein bestes, so für sein liebstes".

[3]) Siehe Wölfflin S. 74.

Muss dem Schwärmer Rousseau nicht auch der nüchterne Philosoph Kleinjogg, der Held des Hirzel'schen Buches, über dem ihm Usteri so ausführlich berichtet hatte, in dem rosigen Lichte eines Gessner'schen Schäfers erschienen sein?

„Die Wirtschaft eines Philosophischen Bauers" hatte der Züricher Stadtarzt geschildert. Nach den verschiedenen Dokumenten über Rousseaus Bekanntwerden mit diesem Werke, auf die wir noch zurückkommen, nahm er ein ungleich lebhafteres Interesse an dem Bauern, als an seiner Wirtschaft. Gleichwohl kann Rousseau auch an diesen Dingen nicht ganz gleichgültig vorbei gegangen sein.

Wie stellt er sich zu den „realen Substrat" der Schweizer Dorfgeschichte, zum Physiokratismus?

So schwer es fällt, ohne eine gewisse Künstelei Rousseaus ganze Sozialphilosophie als ein geschlossenes System darzustellen,[1]) so schwierig ist es im besonderen ein einheitliches Bild seiner wirtschaftlichen Anschauungen zu gewinnen. Auch seine Stellungnahme gegenüber den physiokratischen Ideen ist eine schwankende.

Schon im «Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes» wird darauf hingewiesen, dass das Fortschreiten der Industrie und der Künste den Bauern, der die zum Bestehen des Luxus nötigen Abgaben aufbringen müsse, verarmen lasse und schliesslich in die Städte treibe.

Genauer berührt Rousseau derartige Fragen in dem im November 1755 erschienenen Encyklopädie-Artikel «Discours sur l'Économie politique», der also vor den Hauptschriften der Physiokraten enstanden ist.

Die Darstellung Mahrenholtz[2]), „Rousseau verkünde hier das Lob der damaligen physiokratischen Ideen, d. h. der Anschauungen, dass der Ackerbau und seine Entfesselung von Frohnden, Zöllen und Verkehrsbeschränkungen die Grundlage des Nationalwohlstandes sei", ist zwar nicht zutreffend.

[1]) Vergl. die Kritik K. Diehls über F. Haymanns „J. J. Rousseaus Sozialphilosophie" im Handwörterbuch der Staatswissensch. VI. S. 472.

[2]) „J. J. Rousseau." Leipzig 1889. S. 46.

Von damaligen physiokratischen Ideen kann man streng genommen, nicht reden, auch ist die von Mahrenholtz erwähnte Hauptmaxime der Physiokraten bei Rousseau nicht ausgesprochen. Richtig ist nur, dass er die Steuerlast von dem produzierenden Landmanne auf die konsumierenden Klassen abwälzen will. Wenn er dabei auf China verweist, wo der Ertrag der Reis- und Getreideernte steuerfrei bleibe, und wenn er auch sonst mehrfach gerade dieses Land als Musterstaat preist, so erklingen freilich schon die Töne, mit denen später der „Confucius Europas" seine Gläubigen lockte. Die Grundlage der in dieser Schrift etwa an die Physiokraten erinnernden Leitsätze ist aber der soziale Gedanke, der schon hier bei Rousseau viel schärfer hervortritt, als bei Quesnay und seinen Anhängern: Ausgleichung der grossen wirtschaftlichen Gegensätze ist der Grundgedanke, wenn Rousseau davor warnt, den Ackerbau dem Handel aufzuopfern.

Mit den Physiokraten verbindet ihn auch der Gedanke einer Erziehung zum Staatsbürger mit Unterweisung in den Staatsgesetzen und den Grundsätzen des „allgemeinen Willens".[1]) Man merkt gleichzeitig den Unterschied: was hier „allgemeiner Wille" ist, ist dort „Recht der Natur". Als ein subjektives, erwärmendes Moment bei Rousseau gegenüber Quesnay empfinden wir gerade in diesen Auseinandersetzungen die wahre und innige Vaterlandsliebe des Genfers.

Die soziale Idee durchzieht auch seine verschiedenen späteren politischen Schriften: die ungleiche Verteilung der Güter schafft den Reichtum, dessen Folgen Trägheit und Luxus sind. Der Gesellschaftsstaat, der ursprünglich auf einem — wenn auch stillschweigenden und formlosen — Vertrag beruht, findet seine Rechtfertigung nur dadurch, dass er die natürlichen Ungleichheiten durch moralische und gesetzliche Gleichheiten zu beseitigen sucht.[2])

[1]) Oeuvres. IV. S. 239.

[2]) cf. den Artikel „Rousseau" in Palgraves Dictionary of Political Economy. III. S. 330.

Wie aber dieser Ausgleich im einzelnen zu vollziehen ist, welche praktischen Reformen getroffen werden sollen, darüber findet sich in Rousseaus politischen Schriften sehr wenig.[1]) Seine ersten staatswissenschaftlichen Versuche fallen in die Zeit, in der die Nationalökonomie als Wissenschaft begründet wurde und zwar durch die Scheidung der politischen Ökonomie von der politischen Philosophie. An dieser Trennung wirkten die Physiokraten mit, während Rousseau, wie in dem erwähnten Artikel bei Palgrade richtig bemerkt wird, die Spezialisierung der jungen Wissenschaft in keiner Weise gefördert hat.

Zu verschiedenen Malen erhält Rousseau Anregungen von physiokratischer Seite, nur einmal ergreift er die Initiative in dem später zu erwähnenden Versuch zu einer korsischen Verfassung.

Merkwürdig und in mancher Beziehung sehr der Aufklärung bedürftig ist der Versuch der oben genannten Ökonomischen Gesellschaft in Bern, mit Rousseau in Beziehungen zu treten. Das Schreiben der Gesellschaft an Rousseau scheint nicht veröffentlicht zu sein. Auch in den Abhandlungen und Sitzungsberichten der Gesellschaft für das betreffende Jahr findet dieser Annäherungsversuch keinerlei Erwähnung. Der uns erhaltene Brief Rousseaus an die Gesellschaft vom 29. April 1762[2]) gibt noch manche Rätsel zu lösen. Sind doch die hier genannten Probleme, an deren Lösung Rousseau sich beteiligen soll, ihrem Gegenstande und der ganzen Art nach von den in den erwähnten Berichten veröffentlichten Preisaufgaben aus dieser Zeit verschieden. Bei den ersteren handelt es sich um mehr philosophische Fragen allgemeinster Art (welches Volk das glücklichste gewesen sei und ähnliches), bei letzteren um ganz spezielle nationalökonomische Fragen.

Bedeuteten die Rousseau gestellten Aufgaben wirklich das Programm der Gesellschaft, so dürfte R. Hamel[3]) hier mit

---

[1]) Vergl. K. Diehl l. c. S. 471.

[2]) Oeuvres. VII. S. 364.

[3]) Mitteil. aus Briefen der Jahre 1748—68 an V. B. von Tscharner. S. 6.

Recht von „einer jugendlichen Allgemeinheit“ reden. In Wirklichkeit aber waren die Bestrebungen der Gesellschaft durchaus greifbar und nüchtern, und es liegt hier ein Widerspruch vor: praktische Physiokraten zur politischen Philosophie zurückkehrend.[1])

Drei Jahre später gibt Rousseau eine physiokratische Initiative in der Verfassung für Korsika (s. Oeuvres et Correspondances Inédites de J. J. Rousseau, publ. par M. G. Streckeisen-Moultou S. 53 ff.), die er im Herbste 1765 auf der Petersinsel entwarf. Wir finden hier in vielen Punkten die Ideen des Ami des Hommes wieder: Das Wichtigste ist die Vermehrung der Bevölkerung. Der wahre Reichtum des Staats ist nicht Geld, sondern Menschen. Um eine Bevölkerungsvermehrung zu erzielen, müssen die Subsistenzmittel vermehrt werden, d. h. es muss vor allem der Ackerbau unterstützt werden, dem aber noch eine andere Bedeutung als die der Nahrungsquelle innewohnt: Er schafft beim Volk Temperament und Sitten, die zu seiner Vermehrung beitragen. Die Gesundheit der Männer, die Unverdorbenheit der Frauen auf dem Lande bürgen dafür, dass hier der wahre Lebensbaum eines Volkes wurzelt. Wohl bringt der Handel Reichtümer, aber nur der Ackerbau sichert die Freiheit.

---

[1]) Noch ein anderes Rätsel gibt R. in diesem Briefe der literarischen Forschung auf. Er spricht davon, dass ihm von den Preisfragen der Ökonomischen Gesellschaft das Thema: „Welches Volk war das glücklichste?“ am meisten zur Bearbeitung reize. Man könnte hiernach meinen, dass R. damals über diesen Gegenstand noch nichts geschrieben habe, während schon in dem ersten der Fragments des Institutions politiques, den «Conditions du Bonheur d'un peuple» (in den Oeuvres et Corresp. Ined. de J. J. R., ed. M. G. Streckeisen-Moultou S. 223) diese Frage genau nach dem Wortlaut des Briefs behandelt und gelöst ist.

Die Inst. pol. sind jenes grössere Werk, das R. nicht vollendete und von dem der Contrat Social einen Teil bildet. Str.-Moultou datiert die Entstehung der Fragmente zwischen 1755 und 61. E. Dreyfus-Brisac zweifelt (in der Vorrede zu seiner kritischen Ausgabe des Contrat social, Paris 1896 S. V und XX) daran, dass die Fragmente zu den Inst. pol. gehören und setzt ihre Entstehungszeit gar auf 1751 oder 52 fest. Um so widerspruchsvoller ist Rousseaus obige Angabe.

An vielen Stellen wird das korsische Gebirgsland mit der Schweiz verglichen. Aber nur die alten Schweizer können den Korsen als Muster dienen, die neuen Schweizer lernten erst durch das Geld die Armut kennen. Viele fleissige Hände wurden hier durch die Industrie dem Ackerbau entzogen. Auch aus Korsika soll die Industrie nicht ganz verbannt, aber auf arme Bezirke beschränkt werden, um so das Rousseau'sche Ideal der Ausgleichung verwirklichen zu helfen.

Rousseau sieht in seinem Entwurf nur eine Verfassung nach den Gesetzen der Natur: Apostrophiert er doch die Korsen: «Noble peuple, je ne veux point vous donner des lois artificielles et systématiques, inventées par des hommes, mais vous ramener sous les seules lois de la nature et de l'ordre, qui commandent au coeurs et ne tyrannisent point les volontés.»

Der Entwurf übertrifft an vager, weltfremder Phantasterei noch die Träume der Physiokraten, die doch neben dem Ausbau der Theorie auch praktische wirtschaftliche Reformen vorschlagen. — Das Rousseau'sche Projekt wurde übrigens zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht.

Wie sehr er sich dagegen sträubte, vor aller Welt auf das Banner der Physiokraten zu schwören, beweist sein Verhalten gegenüber Mirabeau.[1]) „Der Fanatismus der physiokratischen Propaganda trieb den Marquis dazu, sich dem Bürger von Genf mit Ungestüm an den Hals zu werfen" (Loménie). Rousseau, der einem „phantastischen Traumbild", der Tugend nachjagt, soll zur Wirklichkeit bekehrt werden. Der Marquis zwingt ihm die Hauptwerke der Physiokraten zur Lektüre auf, aber der Genfer währt sich gegen den „legalen Despotismus" und bittet den bekehrungseifrigen Mirabeau, „sein dem Tode nahes Haupt zu schonen". „Behalten Sie mich lieb, aber senden Sie mir keine Bücher mehr. In meinem Alter bekehrt man sich nicht mehr aufrichtig" (Brief vom 26. Juli 1767).

[1]) Vergl. hierüber L. de Loménie «Les Mirabeau», II. S. 265, sowie „J. J. Rousseau. Ses amis et ses ennemis." Von M. G. Streckeisen-Moultou. II. S. 305—99. (Briefe von Mirabeau an R.) Die Briefe Rousseaus an M. sind in jeder vollständigen R.-Ausgabe zu finden.

Wir vermögen zwei Gründe für Rousseaus Verhalten zu erkennen.

Er ist kampfmüde und schreckt vor dem Zwist der ökonomischen Parteien zurück.

Der tiefere Grund ist der, dass sich der Philosoph gegen eine Überlegenheit nationalökonomischer Gründe wehrt. Nicht auf diesem Wege kann sein Volksbeglückungsideal erreicht werden. Angenommen, das physiokratische System sei auch in seiner Anwendung überzeugend, könnten die Menschen, die mehr ihren Leidenschaften, als der Aufklärung zu folgen pflegen, wirklich dadurch zu einem glücklicheren Dasein geleitet werden? Die physiokratischen Könige müssten wahre Philosophen, frei von allen menschlichen Schwächen sein. Aber in Wirklichkeit bleiben sie Menschen, und das System bleibt eine Utopie. —

Noch einmal (1772) wird Rousseau zum Volksberater erkoren, wie früher von den Korsen, so jetzt von den Polen, deren Land von Parteistreit zerrissen wird.

Auch in den «Considérations sur le gouvernement de Pologne» tauchen einzelne physiokratische Gedanken auf,[1]) aber auch hier, vor allem in der Betrachtung über das Steuerwesen, in wenig greifbarer Form. —

Die Meinungen über Rousseau als Politiker werden geteilt bleiben.[2]) Wir brauchen an dieser Stelle kein Urteil darüber zu geben.

Wohl aber scheint es gerechtfertigt, dass wir bei dem Politiker etwas länger verweilten.

Die ästhetische Zwitterform der Dorfgeschichte, die wir noch lange nach ihren Anfängen gewahren, diese Häufung wirtschaftlicher und erziehlicher Tendenzen in novellistischer Form verdankt ihre Entstehung der seltsamen Ideenmischung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die erwähnten gemeinnützigen Absichten sind ein Ausfluss des Physiokratismus, mit dessen wirtschaftlichen Gedanken sich

---

[1]) Vergl. „J. J. Rousseaus Sozialphilosophie“ von F. Haymann. S. 313 ff.

[2]) Vergl. Haymann l. c. S. 400 und etwa das vernichtende Urteil C. Royers. (Nouveau dictionnaire d'Ec. pol. von L. Say und J. Chailley. II. S. 765.)

Rousseau im Grunde genommen schon deshalb nicht recht vertraut machen konnte, weil ihm wirtschaftliches Denken fehlte. Aus den gemeinnützigen Tendenzen aber, die immer mehr einen engeren Kreis angepasst werden, erwächst das Volkstümliche, aus der wirtschaftlichen Beobachtung, die immer tiefer in das Verhältnis des Landmanns zu seiner Umgebung und damit auch in die Psychologie des bäuerlichen Individuums einzudringen bestrebt ist, das künstlerische Element der Dorfgeschichte.

In den politischen und wirtschaftlichen Ideen Rousseaus muss sich sein Verhältnis zum Volke widerspiegeln.

„Rousseau wollte von Anfang an als Berufsschriftsteller und, so weit das unter damaligen Verhältnissen möglich war, als Volksschriftsteller wirken," sagt Mahrenholtz (l. c. 163).

Kannte Rousseau das Volk wirklich? Und wie zeigt sich das in seinen Schriften?

In den erwähnten politischen Werken herrschen abstrakte staatstheoretische Gedanken vor. Und wenn der Philosoph aus den rosigen Wolken seiner Träume zur Erde hinabsteigt, sieht er dann wirkliche Menschen? Sind die kerngesunden Bauern mit ihren einfachen Sitten, die keuschen, durch städtische Lüste nicht entnervten Frauen, die er in dem Verfassungsentwurf für Korsika schildert, wirklich geschaute Gestalten oder arkadische Hirtenfiguren?

Nicht viel anders sind die Landleute in der „Neuen Heloise". Man vergleiche die Charakterisierung bei Erich Schmidt: (Richardson, Rousseau und Goethe S. 193 ff.) überall Sentimentalität und Idealisierung, Preis der patriarchalischen Weisheit, ein Lob des Landlebens, das an das geschwundene goldene Zeitalter erinnert, kurz das ländliche Idyll in dem Roman übernommen, aber nirgends Ansätze zu einer Dorfgeschichte aus dem wirklichen Leben.

Die Liebe zum Volke ist Rousseau und den Schweizern Hirzel und Pestalozzi gemeinsam. Die letzteren aber haben vor ihm die tiefere Kenntnis des Volkes und seiner Bedürfnisse voraus. Was Rousseau mit der Dorfgeschichte verbindet, sind nicht so sehr seine eigenen Ideen, als die Empfindungen,

die schon im Gessner'schen Idyll durchklangen, hier wieder als der Nachklang englischer Dichtungen, der Ruf nach Natur.

Bei Rousseau erklingt dieser Ruf freilich nicht als ein einzelner Ton, sondern in verschlungenen oft schwer entwirrbaren Harmonien. Höffding[1]) unterscheidet bei Rousseau einen theologischen, naturhistorischen und psychologischen Naturbegriff, und weist darauf hin, dass die Kreuzung dieser drei Begriffe mancherlei Unklarheiten hervorgerufen hat. Wir brauchen für unsere Zwecke diese Differenzierung nicht weiter zu verfolgen. — Wenden wir uns nun zurück zu Rousseaus Einwirkungen auf die erste Bauerngeschichte, Hirzels „Wirtschaft eines Philosophischen Bauers".

Zunächst einen Überblick über die Zeugnisse für Rousseaus Bekanntwerden mit Hirzels Schrift nach ihrer chronologischen Reihenfolge: Am 20. November 1761 berichtet L. Usteri ausführlich über den Philosophischen Bauern auf Grund der Rede, die Hirzel in der Züricher Physikalischen Gesellschaft hielt.[2]) Am 24. Dezember 1761 dankt Rousseau durch Huber. Am 5. Januar 1762 berichtet Wieland, dass die Schrift für Rousseau ins Französische übertragen werde (s. unten). Am 8. Mai 1762 schreibt L. Usteri an V. B. Tscharner über den Eindruck, den Hirzels Werk auf Rousseau machte.[3]) Am 23. Juli desselben Jahres übersendet L. Usteri Rousseau das Werk von Hirzel in dessen Auftrage, vom Autor mit der Widmung: «au premier des hommes» versehen.[4]) Rousseau dankt dafür am 2. September 1762.[5]) Endlich ist noch ein

[1]) „Rousseau und seine Philosophie." Stuttgart 1897. S. 104 ff.

[2]) Hirzels Schrift erschien, wie bemerkt, zuerst in den Abhandlungen der Gesellschaft von 1761 (S. 371) und in demselben Jahre als Buch. Beide Ausgaben sind völlig identisch.

[3]) Mitteil. aus Briefen der Jahre 1748—68 an V. B. von Tscharner. S. 5.

[4]) Briefwechsel Rousseaus mit Usteri. S. 13.

[5]) Ebenda. S. 14. Es hat sich zweifellos um die französische Übersetzung von R. J. Frey gehandelt. Danach ist diese Übersetzung schon 1762, nicht 1763, wie es in der Bibliothek der Schweizer Geschichte von G. E. von Haller (Bern 1785) heisst, erschienen. In dem Brief Usteris an Tscharner vom 8. Mai heisst es: «Ce mémoire ne tardera plus de paroitre en français.»

Brief Rousseaus an Hirzel selbst vom 11. November 1764 erhalten, in dem er für das Geschenk der zweiten Ausgabe der französischen Übersetzung (Zürich, in demselben Jahre) seinen Dank ausspricht.

In dem Briefe Usteris vom 20. November 1761, der leider vom Herausgeber wieder nur auszugsweise mitgeteilt ist, wird an Rousseaus Interesse mit Rücksicht auf die schönen Gesinnungen des Bauern appelliert, der nicht nur ein guter Landwirt, sondern ein grosser Philosoph (!) sei. Vor allem wird die Erziehung gerühmt, die Kleinjogg seinen Kindern angedeihen lässt: «Il cherche ainsi à les accoutumer à sa manière de vivre et à leur donner ce vrai contentement, qui il regarde comme l'unique moyen d'arriver au bonheur.»

Der Autor, so schreibt Usteri, wird sich glücklich schätzen, das Werk (d. h. eine französische Übersetzung) einem Manne vorzulegen, dessen Lob nach dem seines eigenen Gewissens ihm die schönste Belohnung sein werde.

Noch wichtiger ist Usteris Brief vom 23. Juli. Schon die erwähnte Widmung Hirzels gestattet uns einen Rückschluss auf die Bewunderung, die er für Rousseau empfand.

Am bezeichnendsten für den Einfluss Rousseaus, unter dessen Wirkung Hirzel in dem einfachen Bauersmann, den er durchaus mit den Farben der Wirklichkeit malte, doch wieder ein Idealbild aus einer fernen Welt zu erblicken vermeinte, ist die Stelle:

«(L'auteur) croit, que vous lui saurez gré d'avoir tracé un tableau d'après nature, qui approche le plus des idées sublimes d'une beauté idéale, que vous peignez dans vos écrits et il se croira le plus heureux des auteurs, si vous reconnoissez son héros comme tel. Klyjogg lui-même n'a pas besoin d'applaudissements, ni d'éloges pour récompense de ses vertus ou pour se sentir encouragé! Les principes, qui le font agir, sont trop forts, trop féconds, pour qu'il ait besoin d'autres stimulants, ce sont là les vrais principes, il ne lui en faut pas de factices. C'est bon pour nous autres, qui ne

sommes pas des Klyjogg, et qui, comme des enfants, courons après l'ombre.»

Rousseaus Meinung über das Werk findet beredten Ausdruck in seinen Briefen.

Schon auf Usteris ersten Bericht hin, der Auszüge aus Hirzels Schrift bringt, spricht Rousseau von Kleinjogg als einem Bauer, der weiser, tugendhafter, verständiger sei, als alle Philosophen der Welt. In dem Briefe an Usteri vom 2. September 1762 verspricht der Genfer Zürich, „dem Sitze der Vernunft, der Sitten, des patriotischen Eifers", einen Besuch abzustatten. In diesem Staate der Freiheit möchte er sein Dasein beschliessen. Diesen Eindruck von Zürich aber verdankt er neben den Beziehungen zu seinen dortigen Freunden vor allem Werken, wie Gessners „Abel" und „Idyllen" und Hirzels „Philosophischer Bauer".

Dieselbe Begeisterung atmet der einzige uns erhaltene Brief Rousseaus an Hirzel (vom 11. November 1764): «Quelque étonnant que soit le héros de votre livre, l'auteur ne l'est pas moins à mes yeux. Heureux les pays, où des Klyioggs cultivent la terre, et où les Hirzels cultivent les lettres! L' abondance y règne et le vertus y sont en honneur.»

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, dass Rousseau mehr Interesse für die Tugend, als für die wirtschaftlichen Massnahmen zur Erzielung des Überflusses, von dem er hier spricht, empfand.

Hirzel dagegen geht vom Anfang an von der Beobachtung wirtschaftlicher Dinge aus.

Wir dürfen den Einfluss Rousseaus keineswegs so auffassen, als ob Hirzels Blick erst durch den Genfer Philosophen auf das ländliche Tun und Treiben gelenkt worden wäre.

Der bis zu seinem 16. Jahre auf dem Lande erzogene Hirzel hatte lange vor Rousseaus Idealisierung des Naturzustandes Gelegenheit gehabt, „an den Künsten des Feldbaues Geschmack zu schöpfen und im Umgange mit Bauern anschauend zu erkennen, dass auch ihnen der Weg zur Weisheit und

Tugend geöffnet sei.[1]) Die „Einsicht“ des Vaters bewahrte ihn zwar davor, „sich in Gesellschaft von ungesitteten Bauernjungen zu bewegen, die ihn zu Ausschweifungen hätten verführen können“. Hingegen mochte es der Vater wohl leiden, dass der Sohn an Sonntagen „mit den verständigsten der Gutsknechte oder anderen vernünftigen Bauern auf den Gütern spazierte und sich mit ihnen über den Feldbau unterhielt“.

Das Studium scheint der alten Liebhaberei für Landwirtschaft zunächst nicht günstig zu sein. Um so bedeutsamer wirkt eine mit J. G. Sulzer unternommene Reise durch die Schweiz, die zur Verwertung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse Anlass giebt. (Siehe Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen I, S. 46.)

Und nach seiner Niederlassung in Zürich führen bald genug schon Amtsgeschäfte den jungen Physikus Hirzel auf die Dörfer. Die Liebe zur Natur wird gestärkt durch die Freundschaft mit Kleist und Gessner. Der mehrerwähnte Brief Hirzels an Gessner im Crito[2]) ist ein beredtes Zeugnis hiefür. Hirzel gesteht, dass ihm der Freund „viele vorher unbekannte Auftritte in der Natur eröffnete, dass er nun nicht mehr Reisen zu unternehmen brauche, um sein Auge durch abwechselnd schöne Aussichten entzücken zu lassen“ u. s. w.

Zu diesen Anregungen gesellen sich die Rousseau'schen Lehren. Mit Nachdruck war im Discours sur l'Origine de l'Inégalité parmi les Hommes von 1754 der Satz verkündet worden, dass es die wichtigste Kenntnis für die Menschen sei, den Menschen kennen zu lernen.[3]) Eines Aristoteles und Plinius sei die Aufgabe würdig zu entscheiden, welche Erfahrung nötig sei, um zur Kenntnis des Naturmenschen zu gelangen.

Hirzel suchte den Naturmenschen. Er fand Kleinjogg und er schuf aus ihm einen Menschen nach Rousseaus Bilde.

---

[1]) Neue Prüfung des Philosophischen Bauern. S. 184 ff.

[2]) Crito, eine Monatsschrift. Zürich 1751. V. Stück.

[3]) cf. Hirzel „Philosophischer Bauer“, neue Auflage, S. 265, „bei meiner Lieblingswissenschaft, den Menschen kennen zu lernen“.

Wir können das Zug um Zug verfolgen. Man vergleiche Hirzels Urteil über den Bauernstand[1]): „Dieser ist dem Stand der Natur näher geblieben und seine Weisheit ist allein aus den reinen Quellen eigener Überlegung und Beobachtung geschöpft" u. s. w. mit Rousseaus Ideen von der Unschuld der Naturmenschen.[2]) Man vergleiche ferner Hirzels Skepsis gegenüber manch neueren Erzeugnissen der Wissenschaft und Literatur[3]) mit Rousseaus Anschauungen in der von der Dijoner Akademie gekrönten Preisschrift: «Si le rétablissement des Sciences et des Arts a contribué à épurer les moeurs.»

Vor allem aber ist Rousseauisch zu nennen Kleinjoggs „philosophischer" Aufputz.

Dieser Kleinjogg ist kein wirklicher „Bauer und Philosoph dazu", wie etwa Konrad Deubler, der Freund Feuerbachs oder wie der philosophische Bauerndichter Christian Wagner von Warmbronn.

Möglicherweise wurde Hirzel zu dem Titel seines Werkes angeregt, durch eine Kritik unter dem Titel «Le paysan Philosophe», die im August 1758 im Journal étranger erschien. Das hier besprochene Werk lautet: „Der gelehrte Bauer." „Mit Christian Gotth. Hoffmanns, Accise commissarii Vorbericht. Dresden 1756". Dieser Bauer, den, wie Hoffmann zopfig-umständlich und für moderne Leser sehr erheiternd dartut, ein General-Accise-Rechnungsdefekt zum Philosophen machte, ist für die deutsche Literatur nicht ohne ein gewisses Interesse. Zu den Lehrern, an denen er sich bildete, gehörte neben dem „unvergleichlichen" Christian Wolff, auch Gottsched, „der gründliche Verbesserer der Redekunst". Gottsched selbst lernte den Bauern im Sommer 1754 kennen und schätzen.[4]) In Joh.

---

[1]) Brief an Gleim, ebenda S. 267, vergl. auch ebenda S. 262, wo Hirzel von einem Vorurteil gegen die Bauern spricht, „das die Gesellschaften der Menschen in der Entfernung von dem Naturzustande aus geheckt haben."

[2]) Note 9 zu dem Discours sur l'Orig. de l'Inég. Oeuvres. IV. S. 199.

[3]) Philosophischer Bauer. Neue Aufl. S. 266.

[4]) In Gottscheds „Histor. Lobschrift des Freiherrn von Wolf", Halle 1755, ist Seite 32 des Bauern Erwähnung getan.

Ludewigs, des Bauern kleiner Bibliothek aber prangt Gottscheds „Grundlage der deutschen Sprachkunst".

Welch ein Unterschied freilich zwischen dem sächsischen Bauern, der beim Düngen des Weinbergs Wolffs Logik studiert und dem Schweizer, der nur an seinen Acker denkt und von keinerlei Gelehrsamkeit angekränkelt ist. Hirzel kann dem sächsischen Werke höchstens die Art der Verwertung einer Menschenentdeckung, sowie den Titel seines Buches entnommen haben. Näher wird es liegen an die am Anfange (Karneval) 1761 erschienene neue Heloise zu denken, obgleich gerade in der zweiten Vorrede zu diesem Roman „vornehme Bauern, die über Natur philosophieren" als Wesen, die nur in Büchern vorkommen, bezeichnet sind. Gleichzeitig aber wird darauf hingewiesen, dass es eine der Aufgaben des Romans sei, wohlhabenden (aisés) Leuten zu zeigen, dass Landleben und Ackerbau Freuden haben, die sie nicht kennen.

Über die Schilderung des Landlebens in Rousseaus Roman handelt E. Schmidt in seinem öfters erwähnten Buche (S. 193 ff.) ausführlich und hebt dabei mit Recht die Art der Darstellung hervor, die sich uns „nie objektiv und naiv, sondern stets sentimental gefärbt zeigt".

Was E. Schmidt S. 155 „Nationalökonomische Tendenz" nennt, die Schilderung des Haus- und Gutslebens bei Frau von Wolmar in Clarens, kommt für Hirzel nicht in Betracht. Was uns vielmehr in die Augen springt ist St. Preux' Bezeichnung als Philosoph, die wohl auf Hirzel eingewirkt haben dürfte. Auch bei Rousseau ist die Philosophie nur ein dem Helden umgehängtes Mäntelchen, ein blosser Aufputz, wie bei Kleinjogg.

Bekannt ist Lessings und Mendelssohns Spott über den „Philosophen" St. Preux (im achten Stück der Hamburger Dramaturgie bezw. im 166 Lit. Briefe).

„Der albernste Mensch von der Welt, der in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weisheit bis in den Himmel erhebt und nicht den geringsten Funken davon besitzt" (St. Preux' Charakteristik bei Mendelssohn) ist Kleinjogg freilich nicht

Ausser Hirzel hat auch Lavater (s. unten) Aussprüche des Philosophischen Bauern überliefert (Handbibl. für Freunde 1790, IV, S. 21ff., 17. März 1781): „Wenn ich nicht arbeiten und des Nachts nicht schlafen kann, so bin ich sogleich der faulste Lump.“ „Zwey rauhe Steine taugen nicht zusammen.“ — „Man muss immer, wo man ist, der Bessere seyn.“ — „Guthaben und nieder (demütig) seyn, g'hört z'sammen.“ — Das sind so einige der von Lavater sorgsam aufgelesenen Goldkörner.

An verschiedenen Stellen hat Hirzel dies Philosophentum zu begründen versucht, wobei Definitionen von D'Alembert und Cartesius herangezogen werden![1])

In wesentlichen Punkten berührt sich dies philosophische Ideal mit dem Rousseau'schen Tugendbilde, das uns der «Discours sur l'Origine de l'Inégalité» (Note 9) zeigt: sich durch Tugenden den Weg zum ewigen Frieden erringen, immer die geheiligten Bande der Gesellschaft, der man angehört, respektieren, die Gesetze des Staats peinlich beobachten.[2]) — Bei Rousseau ist noch weiter von der Ehrfurcht „vor guten und weisen“ Fürsten die Rede.

Mit derartigen tugendhaften Prinzen kam Kleinjogg wiederholt in Berührung. Versäumte doch der überschwängliche Hirzel nie eine Gelegenheit, illustren Gästen sein Bauernideal vorzuführen. Wir können uns hier bei diesem Kleinjoggkultus mit all seinen lächerlichen Auswüchsen nicht länger aufhalten.

Wie stehen diesem verzückten Enthusiasmus Goethes Worte,[3]) in dem Brief an Sophie v. Laroche vom 12. Juni 1775 gegenüber, die an Lavaters Pult nach einem Besuche bei

---

[1]) Siehe Neue Prüfung des Philosophischen Bauers, S. 6, 269, 302, 303 ff., ferner „Hirzel an Gleim über Sulzer, den Weltweisen“. I. S. 4 ff.

[2]) Bei Hirzel l. c.: „welcher sich den Gesetzen des Vaterlands und der Religion unterwirft, welcher .... sich mehr bemüht, seine Neigung als die Ordnung der Welt zu beherrschen u. s. f.“

[3]) Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano, herausgegeben von G. von Loeper. S. 168. Über Goethes Besuche bei dem Philosophischen Bauern (1775 und 79) cf. J. Herzfelder, „Goethe in der Schweiz“. S. 16 ff., 99, 111 ff.

Kleinjogg niedergeschrieben sind: „Ich habe kein aus den Wolcken abgesencktes Ideal angetroffen (NB. keinen moralisch Philosophischen Bauern), aber eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt aus der auch wir entsprossen sind.“

Klingt aus diesen Worten eine warme Verehrung für den Menschen Kleinjogg, so bekundete Goethe offen seine Abneigung gegen die Erzeugnisse des überschwänglichen Biographen Hirzel in einem Briefe an Lavater vom 3. Juli 1780 (Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 16, S. 120): „Von Hirzeln habe ich den zweiten Teil seines philosophischen Weltweisen (? ein zweiter Teil von Hirzels Werk existiert nicht. Es ist wohl die neue vermehrte Auflage von 1774 gemeint.) nicht erhalten, sag ihm, dass ich darüber betrübt bin, es ist aber eine Lüge, denn es ist mir scheusslich, was der Mensch von sich gibt.“[1])

Mörikofer[2]) sieht den Grund dieser Äusserung darin, dass Goethe „für das Volk, wie für seine Tätigkeit gleichwenig Sinn und Seele hatte“ und stellt ihm Mirabeau als besseren Kenner von beiden gegenüber.

Wir brauchen diese Äusserung gewiss nicht weiter zu widerlegen. Straft doch schon das oben mitgeteilte Urteil über den Bauern Mörikofer Lügen.

Der moderne Leser aber, der sich durch Hirzel'sche Superlative durchwindend nur schwer den menschlichen Kern zu finden vermag, wird Goethes Worte als die Äusserung eines Geistes erkennen, der sich mitten im Taumel eines begeisterungstrunkenen Kreises, zu dem ein Lavater und J. G. Schlosser gehörten, volle Klarheit bewahrt hatte.

In reiferen Jahren wird Hirzel mit Rousseau bekannt. Pestalozzis Jugend fällt schon in die Blütezeit der Rousseauschwärmerei,[3]) die sich vor allem durch Bodmers Vorträge der jungen Züricher Generation bemächtigte.

---

[1]) Vergl. auch den Brief an Lavater v. 22. Juni 1781. l. c. S. 185.
[2]) l. c. S. 271.
[3]) Siehe G. Finsler: „Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh.“ Zürich 1884. S. 62.

Wenn der alternde Pestalozzi im „Schwanengesang“[1]) den Einfluss Rousseaus auf das junge Zürich für verhängnisvoll erklärt, so muss er doch bekennen, mit welcher Macht auch auf ihn damals die Erscheinung des Genfers einwirkte. Sein „im höchsten Grad unpraktischer „Traumsinn“ wird von Rousseaus Emil, diesem ebenso im höchsten Grade unpraktischen Traumbuche, enthusiastisch ergriffen.“ „Die Hauserziehung, sowie die öffentliche Erziehung aller Welt und aller Stände erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseaus hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neu belebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das träumerische Streben nach einem grösseren, segensreichen Wirkungskreise für das Volk in mir.“

So wie Hirzel, hat auch Pestalozzi nicht etwa erst Rousseau die Liebe zum Landleben zu verdanken. Dieser Zug wurde vielmehr auch ihm in frühester Jugend eingepflanzt durch Besuche bei seinem Grossvater in Höngg. Er scheint hier nicht gar so ängstlich, wie der junge Hirzel vor einer Berührung mit den niedersten Schichten des Volkes behütet worden zu sein. Den Grossvater auf Schul- und Hausbesuchen begleitend schöpft er ein tiefes Interesse an Erziehungsangelegenheiten und sozialen Fragen.

Der Bodmersche Kreis junger Patrioten, zu dem auch Pestalozzi gehört, steht in seiner Vorliebe für das Landleben im wesentlichen unter Rousseaus Einfluss, „der den Stand des Landbebauers als den seligsten anpreist“.[2])

Ein interessantes Symptom dieser Stimmung ist es, wenn Sulzer den Wunsch ausspricht, dass in Zürich, wie in Winterthur „ausser den wenigen Magistrats- und anderen öffentlichen Personen nur die wichtigsten Handwerker und eine kleine

[1]) Werke Seyffarth. XII. S. 423.

[2]) Brief Bodmers an Sulzer (zit. bei Morf, „Zur Biographie Pestalozzis“. I. S. 84 ff.) vom Frühjahr 1765.

Anzahl Kaufleute in der Stadt bleiben, die andern auf kleinen Meierhöfen leben und sich dort unter einfältigen, aber nicht bäuerischen Sitten von ihrem kleinen Land nähren sollten" (Brief an Bodmer vom Herbst 1765, Morf S. 84) oder wenn er (Brief an Bodmer l. c.) auf die Nachricht hin, das junge Mädchen von Winterthur nach Neuchâtel geschickt werden, um französische Sitten zu lernen, spottend seinen Mitbürgern zuruft, „eher noch seien die Sitten auf dem Dorfe Kleinjoggs zu finden".

Pestalozzi bleibt in dem allgemeinen Taumel bedeutend nüchterner als die übrigen. Die „Wünsche" im Erinnerer von 1765 (vergl. oben den letzten Abschnitt) sind keine Sulzerschen Phantastereien, sondern greifbare, vernünftige Forderungen für die sittliche und hygienische Hebung des Landvolks.

Im Herbst 1767 wendet sich Pestalozzi selbst der Landwirtschaft zu, wie es schon vorher einige Schüler Bodmers, zum Teil mehr aus Spielerei, getan hatten (vergl. Morf S. 85).

Seyffarth (Pestalozzi, Werke I, S. 144) spricht davon, dass Pestalozzi selbst angebe, bei seiner Berufswahl durch Rousseaus Forderung der Rückkehr zur Natur beeinflusst worden zu sein.

Ich konnte einen direkten Hinweis Pestalozzis auf die entscheidende Einwirkung Rousseaus in dieser Frage nirgends finden. Im „Schwanengesang" (Werke XII, 424) erwähnt Pestalozzi nur, dass er infolge der durch Rousseau eingegebenen Idee „auf den bürgerlichen Zustand der Vaterstadt und sogar des Vaterlands" einigen Einfluss zu gewinnen, statt des Theologiestudiums das Rechtsstudium erwählen wollte.

Als Grund für seinen neuen Plan, Landwirt zu werden, giebt Pestalozzi (im „Schwanengesang" und in der Rede von 1818) den Rat eines Freundes (Bluntschli) an. Auch Morf (l. c. 85) spricht nur davon, dass Pestalozzi bei der Wahl seines Berufes der in seinen Kreisen herrschenden Stimmung folgte. Der letztgenannte Schriftsteller erwähnt Rousseau ebensowenig wie F. Mann, der in seiner Einleitung zu Pestalozzis Ausgewählten Werken (I, XXXII) hier vielmehr die physiokratischen Ideen als entscheidendes Moment in den Vordergrund stellt,

eine Anschauung, die nach Pestalozzis gemeinnütziger Denkweise wohl als die richtige gelten darf.

Der erste Enthusiasmus für Rousseau muss jedenfalls schon ziemlich frühe verraucht sein. Pestalozzi zeigt sich dem Naturapostel gegenüber bei weitem selbständiger und kritischer als Hirzel. Die Schriften vor dem ersten Teil von Lienhard und Gertrud bieten für unsere Frage freilich nicht allzuviel Material. Bemerkenswert ist eine Divergenz der pädagogischen Ansichten (Tagebuchblätter Pestalozzis über die Erziehung seines Sohnes, Seyffarth III, 331): Pestalozzi widersetzt sich einer (im Emil geforderten) schrankenlosen Freiheit bei der Erziehung, wie sie mit Rücksicht auf das „sozietätische Leben“ nicht durchführbar sei. —

Wie steht es mit Rousseaus Einfluss auf das Volksbuch Lienhard und Gertrud?

Auf die Entstehung dieses merkwürdigen Werkes, für das Pestalozzi trotz seines eigenen Hinweises auf Marmontel kein wirkliches Vorbild hatte, werden wir noch kurz zurückkommen.

Lienhard und Gertrud ist Pestalozzis, die neue Heloise Rousseaus einziger Roman. Beide Schriftsteller sprechen sich über Zweck und Absicht ihrer Werke selbst aus:

Im zweiten Vorwort zur neuen Heloise klagt Rousseau darüber, dass die ganze Literatur und somit auch der Roman nur die Sitten und Vergnügungen der „grossen Welt“ schildere. Solle aber ein Werk der Einbildungskraft nützlich wirken, so müssten die Autoren ganz entgegengesetzten Zielen zustreben. Alles müsse zur Natur zurückgeführt, den Menschen Liebe an einem gleichmässigen und einfachen Leben eingeflösst werden. Dabei sollen nicht etwa arkadische Hirten u. dergl. oder vornehme, philosophierende Bauern (vergl. oben) geschildert werden, sondern die Vorzüge des wirklichen Landlebens.

Der Roman soll seinen Lesern nicht die Reize eines Zustands zeigen, zu dem sie nie gelangen können. Nur den Kreis von Pflichten und Vergnügungen soll er zeichnen, der die Leser umgiebt.

Was sollen nun die „Leute in der Provinz“ lesen, nicht etwa die Schöngeister, sondern die richtigen Landbewohner (Campagnards), sie, die zu lesen pflegen, um sich zu zerstreuen, nicht um zu lernen, denen moralische und philosophische Werke fremd sind? Auch für sie bieten die Moderomane, die ihnen ihr Leben doppelt einsam erscheinen lassen, nur Nachteile. Hier wird sein Werk, die neue Heloise, wie Rousseau hofft, Nutzen stiften, wenn es etwa einem ländlichen Ehepaar in die Hände fällt. Die Bilder eines glücklichen Haushalts, der Reize des Ehelebens, müssen ihnen zu Vorbildern werden. Ihre ganze Umgebung wird ihnen freundlicher erscheinen, sie werden neues Gefallen an den Schönheiten der Natur finden und das Glück, das in ihrer Nähe ist, mehr schätzen. Dieselben Pflichten, wie bisher, werden sie erfüllen, aber mit anderer Sinnesart: Als Patriarchen werden sich die fühlen, die bisher Bauern waren.

Rousseau ist wohl gelegentlich als Volksschriftsteller bezeichnet worden (s. oben), was mir eine völlige Verkennung seines Wesens zu sein scheint. Wir sahen, in welchem Sinne er sich seine neue Heloise als Volksbuch dachte und wie weit er doch von dem wirklichen Ziele entfernt ist. Schon seine Campagnards sind nicht wirkliche Leute des Volkes. Wohl spricht Rousseau von ihrer «simplicité grossière», aber trotzdem werden wir in diesen „ehrenhaften Leuten, die ihr Leben in entlegenen Landstrichen verbringen, um ihr väterliches Erbgut zu bebauen, die sich als Verbannte des Schicksals betrachten“, schwerlich richtige Bauern sehen.

Dass auch die Rousseau'schen Landleute in der neuen Heloise nicht Figuren nach dem Leben, sondern arkadische Hirten sind, ist schon oben betont worden.

Wie anders sind Pestalozzis Absichten und deren Verwirklichung.

Er will in seinem Buche dem Volke „einige ihm wichtige Wahrheiten auf eine Art sagen, die ihm im Kopf und ans Herz gehen soll“.

Die Belehrung erwächst aus einer getreuen Schilderung bestehender Zustände heraus, „aus einer möglichst sorgfältigen Nachahmung der Natur“.

Lassen wir Pestalozzi selbst reden[1]): „Ich habe mich in dem, was ich hier erzähle, und was ich auf der Bahn eines tätigen Lebens meistens selbst gesehen und gehört habe, sogar gehütet, nicht einmal meine eigene Meinung hinzuzusetzen zu dem, was ich sah und hörte, dass das Volk selber empfindet, urteilt, glaubt, redet und versucht“.

Seine Beobachtungen machte Pestalozzi in ungezwungener Weise, nicht mit vorgefasstem Entschluss nach Rousseaus Rezept „den Menschen“ kennen zu lernen.

Man vergleiche seine Äusserungen im „Schweizer Blatt“ (Werke Seiffarth I, 246 u. a. a. O.). „Ich hatte freilich auf Gottes Boden nichts weniger im Sinn, als sie (die Menschen) zu studieren oder viel von ihnen zu lernen.“ — „Ich träumte über keinen Menschen, staunte über keine Seele, erforschte keinen Menschen“ u. s. w.

Treffend schreibt Pestalozzi die grosse Menschenkenntnis des Bauern dem Umstande zu, dass „er sich nie vor Sehnsucht nach dieser Kenntnis die Augen zum Kopfe heraustreiben lässt“. Auf diese, wie es Pestalozzi nennt, kalte Manier, die aber zugleich die wahre Lernmanier sei, sammelt er selbst seine Erfahrungen an Menschen.

Und Menschen sind die Gestalten in Lienhard und Gertrud, keine Philosophen und keine Schäfer aus dem goldenen Traumland.

Hérisson,[2]) der überall den Nachweis einer Abhängigkeit Pestalozzis von Rousseau'schen Ideen führen möchte, weiss in Bezug auf die Behandlung des Volks in Lienhard und Gertrud sehr wenig vorzubringen:

„Rousseau hält die Städte für Abgründe des Menschengeschlechts. Pestalozzi und seine Braut stimmen darin überein, dass die Stadt ihnen nicht zur Verwirklichung ihrer Erziehungs-

[1]) Vorrede zu Lienhard und Gertrud. (Seyffarth IV. S. 1.)

[2]) „Pestalozzi, Elève de J. J. Rousseau.“ Paris 1886. S. 72.

pläne für geeignet scheine.“ — Was ist Lienhard und Gertrud? Ein Volksbuch. Christoph und Else? Wiederum ein Volksbuch. Wie Herisson fortfährt, „Durch diese ein wenig verdächtige Gleichgültigkeit gegenüber den Grossen, nähert sich Pestalozzi wieder Rousseau (!). Niemals wollte er Hoffmann sein“ u. s. w. Wie man sieht, Parallelen von sehr zweifelhaften Wert. — Niemand wird bestreiten können, dass die wahre aus sorgfältiger Beobachtung gegebene Schilderung des Volks Pestalozzis ausschliessliches Eigentum ist. Hier wirkte er geradezu bahnbrechend. Vergleiche mit Zeitgenossen lassen sich nicht aufstellen, am wenigsten mit Rousseau.

Die Handlung in Lienhard und Gertrud ist Trägerin der Tendenz, die in der Erziehung des Volkes durch sittliche Neugestaltung gipfelt (s. Mann, Pestalozzis ausgewählte Werke I, X). Diese Reform erwächst aus dem Kreise der Familie in deren Mittelpunkt Gertrud, die Mutter, „das Pestalozzi'sche Ideal aller Erziehungstätigkeit“ steht.

Man hat bei dieser Gestalt wohl Rousseau'sche Einflüsse vermutet. Auch Julie in der neuen Heloise ist das Bild der „rein menschlich erziehenden Mutter“.[1]) In „Emil und Sophie“ sah man wohl gar ein direktes Vorbild für Pestalozzis Werk.[2]) Es kann sich hier nur um Berührung von Tendenzen handeln. Auch die Figur der Gertrud ist durchaus Pestalozzis künstlerisches Eigentum und in ihrer Volkstümlichkeit ebensoweit entfernt von Julie, wie von dem Musterbild Sophie. So sagt denn auch Scherer von Lienhard und Gertrud: „Es ist nicht, wie das Rousseau'sche Werk (Emil und Sophie) ein Phantasiebild, sondern Wirklichkeit und hat nicht bloss das Glück eines einzelnen Individuums, sondern das der Familie, der Gemeinde und des Staates im Auge.“

So sind in dem, was die künstlerische Bedeutung und Eigenart von Pestalozzis Werk ausmacht, kaum irgendwelche Berührungspunkte mit Rousseau zu finden.

---

[1]) K. Schmidt, Gesch. der Pädagogik. IV. Aufl. III. S. 590.
[2]) H. Scherer, Die Pestalozzische Pädagogik. S. 26.

Dass dagegen Pestalozzi in manchen allgemeinen Anschauungen, vor allem in Erziehungsfragen (in Lienhard und Gertrud) Rousseau'schen Ideen vertritt, kann nicht bestritten werden, obgleich auch hier, wie wir sehen werden, die Ausbeute eine recht magere ist. Wir brauchen diese Einflüsse nicht näher zu untersuchen, da dies schon von verschiedenen Schriftstellern geschehen ist.[1])

Nur wenige Punkte seien hier noch hervorgehoben: Die Schilderung der äusseren Natur spielt in Pestalozzis Volksbuch keine grosse Rolle.

Pestalozzi sprach sich 1799 in der „Methode" (Seyffarth VIII, 433) über Lücken in der ästhetischen Ausbildung des Volkes aus und erkannte dabei, wie wenig er selbst zur Ausfüllung dieser Lücken tat: „Die ganze Natur ist voll reizender und erhabener Formen, aber Europa hat nichts getan, weder die Sinne des niederen Volks allgemein für sie zu öffnen, noch ihre Formen in Reihenfolgen zu bringen, deren Anschauung dieses Gefühl richtig entwickeln würde. Umsonst für uns geht die Sonne auf, umsonst für uns geht sie nieder. Umsonst entfaltet Flur und Feld, Berg und Tal ihre namenlosen Reize, sie sind für uns nichts.

Auch hier steht mein Einfluss zurück, aber die Lücke muss ausgefüllt werden, wenn der Volksunterricht sich jemals über den Unsinn seiner jetzigen Barbarei zur Übereinstimmung mit dem Wesen unserer Natur erheben soll." —

Ungemein bezeichnend ist die Stelle in „Lienhard und Gertrud" (Seyffarth IV, 345):

Arner steht mit seinem Leutnant auf der Anhöhe und betrachtet das Tal. Die glatte Itte zittert im reinsten Silberlicht zu ihren Füssen. Auch angesichts der Natur kann Arner nicht auf länger seine Sorgen und Pflichten um die Menschen vergessen. „Die Menschen sind hässlich und was man auch mit ihnen macht, so bringt mans nicht dahin, dass sie auch

[1]) Vergl. Scherer l. c., K. Schmidt IV. S. 55 ff., Hérisson, Seyffarth I. S. 29 u. s. w.

nur sind, wie dieses Tal," sagt er zu seinem Begleiter. Da erscheint ein Hirtenbub, sieht gegen die Sonne, lehnt sich auf seinen Hirtenstock und singt ein Abendlied. Arner bricht in die Worte aus: „Ich hatte Unrecht. Die Schönheit der Menschen ist die grösste Schönheit der Erde."

Angesichts der Natur niemals das Los der Menschen vergessen!

Ähnlich seinem Arner, denkt auch Pestalozzi beim Anblicke des Panoramas, das sich zu Füssen des Gurnigel ausbreitet, nur an seine Erziehungsideen (s. Hérisson S. 72). Werden wir nicht an Bitzius erinnert, der seinen Schreibtisch vom Fenster abrückt, um nicht über dem Anblick der Natur das Wohl seiner Dörfler zu vergessen?

Die Naturschilderungen bei Pestalozzi sind meist etwas literarisch-konventionell. Eine Ausnahme bildet vielleicht die Episode von der Tochter des Erhängten, die das Grab des Vaters in der Felsschlucht mit Blumen schmückt (Seyffarth IV, 380) — ein wirklich poetisch und malerisch schönes Bild. Sonst ist nirgends etwas von dem hinreissenden Schwung, der Rousseaus Darstellung der Natur auszeichnet, zu verspüren.[1])

Grösseren Einfluss als Rousseaus Schilderungen der Natur in der Landschaft übten auf Pestalozzi des Genfers Ideen über den Gang der menschlichen Natur und seine daran geknüpften Erziehungsforderungen.

Die pädagogischen Fragen sind in Lienhard und Gertrud mehr in den letzten Teilen behandelt, in denen die Betrachtung die Handlung überwiegt. Erst im dritten Teil (1785) tritt Glüphi, der Idealschulmeister, auf. Er gründet seine Schulordnung auf Gertruds Wirken innerhalb ihrer Häuslichkeit.

So wird das ganze pädagogische System in vier sich erweiternden Kreisen gezeigt[2]): „Die Häuslichkeit Gertruds, die Lehrweise des Schulmeisters, mit denen der Pfarrer die Seelsorge in Einklang bringt, während der Gutsherr Arner die Tätigkeit der genannten drei Personen so in Verbindung setzt,

[1]) Vergl. Erich Schmidt a. a. O. S. 173 ff.

[2]) cf. Pestalozzi Bibliographie. S. 69. (Referat über Chr. Melcher „Die Pädag. Grundged. in Pestallozzis L. und G.".)

dass aus dem Zusammenwirken der vier Lebenskreise eine echte Volksbildung und ein veredeltes Volksleben hervorgehen.“ —

„Die Pestalozzi'sche Erziehung entwickelt die Grundkräfte des Kindes auf naturgemässem Wege und stellt das sittlich-religiöse Element in den Vordergrund“ (ebenda).

Vorweg ist zu bemerken, dass Pestalozzi in seinem Volksbuche durchaus noch nicht eine erschöpfende Darstellung seiner Erziehungsideen sah (s. Werke Seyffarth XII, 435). Wenn Pestalozzi, wie Scherer a. a. O. S. 95 bemerkt, die Anregung zum Nachdenken über pädagogische Fragen von Rousseau empfing, so muss darauf hingewiesen werden, dass gerade in Lienhard und Gertrud die Anwendung der Pädagogik des Emil mehrfache Begrenzung finden muss. Ist doch Rousseaus Lehre in viel höherem Masse für das Individuum und dazu für reichere Stände zugeschnitten (s. Höffding, Rousseau, S. 158), während Pestalozzi in seinem Volksbuche die Sozialpädagogik vertritt. Rousseaus Einfluss beschränkt sich im wesentlichen auf die Erziehung in der Familie, vor allem auf die Ausgestaltung der Erziehungsgrundsätze der Mutter Gertrud, die wie es im Emil gefordert wird, schon bei der Wiege des unmündigen Kindes einsetzen. Aber auch in Gertruds Erziehungslehren sind noch tiefgreifende Unterschiede gegenüber Rousseau, so vor allem in der religiösen Ausbildung der Kinder, die wie Scherer hervorhebt, bei Rousseau Sache des Verstandes, bei Pestalozzi Sache des Gemüts ist.

---

Wenn wir etwas länger bei Rousseau verweilten, so geschah dies, weil gewöhnlich sein Name und das Schlagwort von der Rückkehr zur Natur mit der Entstehung der Dorfgeschichte in Verbindung gebracht wird.

Beobachtungen wirtschaftlicher und sozialer Zustände haben den ersten Autoren der Schweizer Dorfgeschichte die Feder in die Hand gedrückt, Einzelbeobachtungen, auf die der Politiker Rousseau kaum irgend welchen Einfluss ausgeübt haben kann. Dass er neben den Physiokraten manchen Kreisen die Anregung zur Beschäftigung mit dem Landvolk giebt, kann nicht bestritten werden.

Mit dem Wesen der Schweizer Dorfdichtung hat er nichts gemein. Was sich von seinen Ideen auf diese Dichtung überträgt, ist, abgesehen von den pädagogischen Anregungen bei Pestalozzi, die mit dem Grundzug der Dichtung nichts gemein haben, nicht viel anderes als die „Philosophie“ Kleinjoggs, ein unwahres und zugleich unkünstlerisches Element.

Rückkehr zu einer idealen Vergangenheit predigt Rousseau. Die Schweizer Dichter und Reformer rechnen mit greifbareren Dingen. Ihre Ziele, erhöhte Volksbildung und erhöhter Volkswohlstand, werden nicht durch Rückwärtsblicken, sondern durch ein Vorwärtsschreiten erreicht, nicht durch Verwerfung, sondern durch Ausnützung der Kultur (vergl. Pestalozzis Industrie-Ideal).

Schon der alternde Hirzel zweifelt daran, ob die Zeit, in der „Rousseaus Genie Wunder wirkte, wirkliche Aufklärung mit sich brachte, ob die Menschen weiser, besser und glücklicher geworden seien“. (Neue Prüfung des Philosophischen Bauern S. 123 ff.)

Der von jeher weit kritischere Pestalozzi wandte sich in der zweiten Bearbeitung von Lienhard und Gertrud (1790—92) geradezu gegen die Rousseau'sche Naturerziehung (s. Werke Seyffahrt VII, 4). Sein Menschenbegriff und sein Gesellschaftsbegriff ist hier, wie Seyffahrt bemerkt, den Begriffen Rousseaus diametral entgegengesetzt.[1])

---

In der deutschen Dorfgeschichte sind Rousseaus Spuren noch länger zu verfolgen, in der Schweizer sind sie frühzeitig verwischt.

Betrachten wir den Grundzug dieser nationalen Dichtung, so wie wir sie in der Einleitung zu charakterisieren versuchten, betrachten wir ihre Entwicklung bis zu der volkstümlichen und kerngesunden Kunst eines Jeremias Gotthelf, so dürfen wir sagen, dass Rousseau ein fremder Tropfen in ihrem Blute ist.

---

[1]) Zu vergl. ist noch die sehr charakterische, umgemein schroffe Absage, die Zschokke in seiner Erzählung der „Millionär“ (s. Novellen, Leipzig, Max Hesse, VIII. S. 86) vom Standpunkte des praktischen Philantropen aus dem „den Weisen spielenden“ Rousseau erteilt.

V.

Auf die Beziehungen zur Idylle, die am meisten im Zusammenhange mit der Dorfdichtung steht, ist oben hingewiesen worden.

Die neuere Idylle selbst schöpfte Belebung aus Hallers Alpen,[1]) die durch ihre Schilderung aus dem Volksleben auch für die Dorfgeschichte bedeutsam sind. Aber man darf nicht vergessen, dass die Menschenbilder hier unter dem Eindrucke einer gewissen Abneigung gegen die Kultur entstanden.

Ludwig Hirzel[2]) macht es wahrscheinlich, dass Haller vor seiner Alpenreise mit Beat Muralts «Lettres sur les Anglais et les Francais et sur les voyages» bekannt geworden war, in denen die Reize eines stillen Landlebens dem zerstreuenden Leben in den Städten gegenüber gestellt sind. Man vergleiche die bekannten Stellen (Vers 161 bezw. 451).

„Entfernt vom eitlen Tand der mühsamen Geschäfte
Wohnt hier die Seelen-Ruh und flieht der Städte Rauch;
Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reife Kräfte,
Der träge Müssiggang schwellt niemals ihren Bauch“

und

„Elende rühmet nur den Rauch in grossen Städten,
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht, die euch umringt, schliesst euch in güldne Ketten,
Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur andern schön.“

Die Bemerkung Baechtolds (l. c. S. 494), „das Leben der Älpler sei zwar optimistisch, aber ohne Empfindsamkeit aufgefasst, ist nicht ganz überzeugend, gemahnen doch viele Stellen[3]) an die Schwärmerei der Schäfergedichte.

Daneben finden wir auch Bauerngestalten, die „nach der Natur nachgeahmt sind, obwohl ein Fremder dieselben der Einbildung zuzuschreiben versucht werden möchte“.[4])

[1]) Siehe Baechtold. S. 494.
[2]) Einleitung zu Hallers Gedichten. Frauenfeld 1882. LXI. ff.
[3]) Ebenda. Vers 70 ff. und vor allem Vers 271—80.
[4]) Ebenda. S. 31. Anm.

Die klugen, naturwissenschaftlich wohl bewanderten Bauern (Vers 261 ff.) haben mancherlei Züge mit Kleinjogg gemeinsam.

Einzelne, an die Dorfgeschichte erinnernde, halb beschreibende, halb lehrhafte Elemente prossaisch nüchternen Charakters fehlen auch in Hallers hochpathetischem Gedichte nicht. „Wäre nur die Strophe mit der verwünschten Käserei nicht da!“ ruft Baechtold und fügt dabei hinzu, dass dies immerhin ein charakteristischer Zug sei, an dessen poetischer Gestaltung selbst ein grösserer Poet scheitern würde.

Baechtold vergisst hier seinen Landsmann Jeremias Gotthelf, der aus dem Motive einer Genossenschafts-Käserei eine seiner besten Dorfgeschichten schuf und der vielleicht als Klassiker des Käses gelten darf.

Zu den Nachahmern Hallers gehört der schon erwähnte V. B. Tscharner, dessen Lehrgedicht von der „Wässerung“ sich nur noch in der metrischen Form von den nüchtern lehrhaften landwirtschaftlichen Anweisungen des Philosophischen Bauern unterscheidet.

Ungleich näher als den Bernern mussten natürlich Hirzel und Pestalozzi dem Züricher Kreise mit seinem reich entwickelten literarischen Leben stehen, in dessen Mittelpunkt wir Bodmer gewahren.

Hirzel schreibt das Glück, dass er mit seinen Schriften die Mitmenschen „erbauen“ konnte, Sulzern und seinem Bodmer zu.[1]) Mit unerschütterlicher Treue hängt Hirzel an dem „verehrungswürdigen Patriarchen“. Er hält, wie Wieland in einem Briefe an Hirzel vom 28. Dezember 1779 ausdrücklich bezeugt, an Bodmer zu einer Zeit fest, wo dieser sonst vielfach verkannt wurde.

Vor allem die öfters erwähnte Schrift über Sulzer singt Bodmers Lob in allen Tonarten. Er wird (l. c., I, 10) als „Vater des verbesserten Geschmacks“ in den schönen Wissenschaften gepriesen, als Befreier der Deutschen vom Schwulst der Lohensteins, Hofmannswaldau und Neukirchen (ebenda I, S. 75 ff.).

[1]) Siehe Hirzel an Gleim über Sulzer, den Weltweisen. II. S. 277.

Er und Breitinger lehrten ihre Landsleute („denn in der Literatur haben die Deutschen nur ein Vaterland") den Wert ihrer besten Dichter in Opitzen, Bessern, Canitzen und Hallern schätzen" u. s. w. — Bodmers kritische Briefe von 1749 „enthalten einen Schatz von Literatur und der gründlichsten Kritik über die besten Werke der schönen Geister aus allen Nationen und Zeitaltern" (l. c. S. 87).

Bei alledem dürfen wir die rein literarische Einwirkung Bodmers auf unserm engeren Gebiete nicht all zu hoch anschlagen.

Wir können im allgemeinen mit Mörikofer (S. 267 ff.) bei Hirzels literarischer Wirksamkeit seine gemeinnützigen Schriften und seine Biographien voneinander scheiden. Hier, wo wir es vorwiegend mit der ersteren Seite seiner Tätigkeit zu tun haben, kommt für uns weder Hirzels Rolle als Bodmers literarischer Sendling in Deutschland in Betracht, noch all' die weiteren Anregungen, die der eindrucksfähige Hirzel auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften von seinem Lehrer und Freunde empfing. Nur weniges aus den reich verzweigten Beziehungen der beiden Züricher sei hier hervorgehoben:

In Bodmers Crito, 1751, schreibt Hirzel den mehrerwähnten bedeutsamen Brief (über die Zergliederungskunst) an Gessner. Im folgenden Jahre gab Bodmer Gemmingens „Poetische Blicke in das Landleben" heraus.[1])

In den Geschichten seines Vaterlands von Bodmer findet Hirzel die Erzählung von einem Edelmanne, der selbst die Pflugschar führt. Hirzel wünscht, dass solche Beispiele wieder allgemein werden.[2])

Hirzels Sinnesart mussten vor allem Bodmers Patriarchaden entgegenkommen: „Wir versetzen uns oft in die Zeiten des unschuldigen Patriarchenlebens; wo die Schätze der Natur, die man selbst pflanzte und vermehrte, Reichtum war, wo die

[1]) Siehe Baechtold Anmerkungen zur Literaturgeschichte. S. 186. Nr. 46. Die Schrift, die wohl auch auf Hirzel nicht ohne Einfluss war, war mir leider nicht zugänglich.

[2]) Philosophischer Bauer. Neue Auflage. S. 420.

liebe gesunde Vernunft, die der Schöpfer in den Menschen gelegt, der Führer und Wegweiser der Handlungen war, wo Einfalt der Sitten den reinen Genuss der Einflüsse der Natur gestattete, und die Fröhlichkeit Frucht war der inneren Zufriedenheit, die sich auf wahre Gottesfurcht stützte.“ [1])

Bodmers „Sündflut“ findet in der Schrift Hirzels über Sulzer (I, 131 ff. u. 136) eine ausführliche Würdigung, wobei der Geist des Bodmer'schen Epos mit dem der Odyssee verglichen wird.[2])

Bei weitem wichtiger, als diese vereinzelten literarischen, sind die persönlichen Anregungen, die Bodmer gab.

Liebreich nahmen die Gessner, Bodmer, Breitinger den jungen Hirzel bei der Hand und wiesen ihm in den verschiedenen Gefilden die ersten Gegenstände vor, die seine nach Wahrheit ächzende Seele ganz in Entzückung hinrissen.[3])

Vor allem wird Bodmers gemeinnützige Tätigkeit den Züricher Volksdichtern zum Vorbild.

Auch Bodmer hatte sich der allgemeinen Begeisterung für landwirtschaftliche Dinge nicht entziehen können. 1760 legte er jungen Patrioten den Plan[4]) zu einer helvetischen Hausgemeinschaft vor, nach dem Leute von 16—20 Jahren in einer Haushaltung zusammen leben sollten, unter Aufsehern, die „Vertraulichkeit, Sitten, republikanische Sentiments und Maximen“ unter ihnen pflanzen sollten. Die Literatur „wäre da das letzte und müsste der landwirtschaftlichen Tätigkeiten weichen“.

Bei der Gründung der Helvetischen Gesellschaft (1761 u. 62) ist Bodmer nicht direkt beteiligt; doch hatte er

---

[1]) Neue Prüfung des Philosophischen Bauers. S. 102. Vergl. über die Patriarchen, auch Hirzel an Gleim über Sulzer. I. S. 145 und 200.

[2]) Hirzel schrieb auch in die „Freimüthigen Nachrichten“ von 1750 eine überschwengliche (nicht ganz vollendete) Kritik über den „Noah“, das „göttliche“ Gedicht Bodmers; s. das. S. 209 ff., 234 ff., 242 ff.

[3]) Über Bodmers Lehrtätigkeit siehe Denkschrift zu Bodmers 200. Geburtstag. Zürich 1900. S. 393.

[4]) Die Angaben über diese Pläne Bs. nach Finsler „Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“. S. 20.

mit Hirzel, dem Organisator der Gesellschaft, zusammen schon ähnliche Pläne erwogen.[1]) Er und Hirzel wollten, wie der letztere berichtet,[2]) in allen Kantonen Gesellschaften errichten, „die die Beförderung der Staatswissenschaften zur Folge haben sollten". Diese Gedanken wurden zunächst in Zürich verwirklicht durch die Gründung der Züricher „Historisch-Politischen", später „Helvetisch-Vaterländischen" Gesellschaft.[3])

Zu den begeistertsten Jüngern Bodmers gehörte Pestalozzi, der aber später bei allem Lobe, das er der wissenschaftlichen Bedeutung Bodmers und Breitingers zollt, keineswegs die Schattenseiten ihrer Geistesrichtung verkennt, den träumerischen Sinn „sich für die Ausübung von Dingen, die man sich gar nicht genugsam eingeübt, lebendig zu interessieren und dafür fähig zu glauben", und „das träumerische Suchen der Selbständigkeit in wörtlicher Erkenntnis der Wahrheit, ohne das Bedürfnis lebendig fühlen zu machen, was zur Sicherstellung, sowohl der inneren, als der äusseren häuslichen und bürgerlichen Selbständigkeit wesentlich notwendig gewesen wäre".[4])

Noch bezeichnender für Pestalozzis Verehrung für Bodmer, aber auch für seine Bedenken gegenüber einer Denkweise, die nach seiner, Pestalozzis, Meinung den sozialen Anforderungen nicht genügend entsprach, ist eine Stelle aus der unvollendet gebliebenen Umarbeitung von „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt"[5]): „Selbst Bodmer, mein Liebling und Vater kannte das Tun und Treiben der Gegenwart nicht, indem er uns den Geist der Vorwelt öffnete. . . . . Wie ein Hausvater, der auf sein Hausbuch achtet und auf sein Gewerb, den Kalender allenfalls zur Ergötzung mitnimmt, so achteten die Söhne der Geschäftsmänner auf die Wahrheit der täglichen Verhältnisse, in denen sie in ihrem Hause lebten, und nahmen, was Bodmer ihnen sagte, so mit, ohne dass es ihnen eigentlich weder kalt noch warm machte.

[1]) Bodmer-Denkschrift. S. 86.
[2]) Ebenda. S. 87.
[3]) Vergl. über die Organis. der Ges.: ebenda S. 91 ff.
[4]) Werke, Seyffarth. XII. S. 422.
[5]) Werke IX. S. 236.

Mir machte es mein Innerstes glühen. Es konnte nicht anders; es schloss sich an alte Träume, die in mir selbst lebten.“

Pietätvoll nennt sich Pestalozzi in derselben Schrift[1]) bei seinen Forschungen nach den Ursachen der Landesübel einen Zögling Bodmers und Breitingers. Aber gleichzeitig weist er auf die Zeitgenossen hin: auf Iselin, Hirzel, Tschiffeli, Tscharner u. a. Und man merkt, dass er dort den schuldigen Respekt bezeugen will, hier aber sein soziales Herz hat. Er war, als diese Schrift erschien (1807), längst über Bodmer und Rousseau hinaus zur Wirklichkeit gelangt.

In Zürich aber lebt er noch in einer Traumwelt, wie er selbst sagt.

Träume, nichts als Träume, eine dämmerige Zeit! Iselins „Träume eines Menschenfreundes“, Balthasars „Patriotischer Traum über Erziehung“, und die sozialen Reformer, wie Hirzel und Pestalozzi, beständig von ihren Träumen schreibend!

Auch Lavater „nährte diesen träumerischen Sinn“ (Pestalozzi im „Schwanengesang“, Werke XII, 422). Auch er ist einer jener „mitten aus der Wallung der Rousseau'schen Gärung emporstrebenden Schüler Bodmers“.

Seine Beziehungen zu Hirzel sind leicht zu verfolgen. Im Sommer 1775 sehen wir ihn Goethe mit seiner Reisegesellschaft zu Kleinjogg führen. In demselben Jahre bringt er eine ausführliche Charakteristik des Bauern in seinen Physiognomischen Fragmenten (erster Teil, XVII. Fragm.), in der er das bezeichnende Urteil fällt: „Wenn Hirzel kein Verdienst hätte (und er hat so viele erkannte und unerkannte!), als dass er den Philosophischen Bauern geschrieben oder wie ich lieber sagen will, diesen Mann saisiert und empfindbar gemacht hat, der so ganz Mensch ist, so würde sein Verdienst schon sehr gross sein. So oft ich Kleinjoggen sehe, so oft dank ichs Hirzel aufs neue, dass er ihn aus der Dunkelheit hervorgezogen hat.“

Lavater selbst „hat den Philosophischen Bauern scharf geprüft, in verschiedenen Situationen beobachtet und nie einen

[1]) Ebenda. S. 203.

Menschen durchaus sich so gleich, so fest, zuverlässig, so lauter, so rein, so unbestechlich, so selbständig u. s. w., kurz so einzig in seiner Art gefunden!"

Eine Anzahl Aussprüche Kleinjoggs teilt Lavater in der „Handbibliothek für Freunde" mit (s. oben), ganz gesunde, doch oft recht nüchterne und alltägliche Betrachtungen. Aber in Lavaters Augen sind, wie er selbst gesteht, auch „die plattesten Sachen, die Kleinjogg sagt, von unnachahmlicher Originalität".

Pestalozzi und Lavater finden sich in dem Kreise junger Patrioten, aus dem jene Angriffe gegen Staat und Kirche hervorgehen, von denen vor allem der gegen den Landvogt Grebel gerichtete, bekannt geworden ist. Lavaters Streitschrift „Der ungerechte Landvogt oder Klage eines Patrioten" (1762) erregte das grösste Aufsehen. Es ist wohl möglich, dass Pestalozzi bei der Schilderung der Umtriebe des Vogtes in Lienhard und Gertrud diese Züricher Erinnerungen vor Augen hatte.

Die entscheidendsten Anregungen gewann Pestalozzi auch hier wiederum nicht von der literarischen Tätigkeit des Freundes. Mörikofer (l. c. 400 ff.) hebt in einer Parallele zwischen Lavater und Pestalozzi hervor, dass beide wenig abhängig von Büchern waren.

Das gemeinsame Element der beiden Züricher waren menschenfreundliche Bestrebungen. „Es sind die beiden grössten und wirksamsten Freunde des Volkes im 18. Jahrhundert" (Mörikofer).

Wie sehr sich Pestalozzi mit Lavaters Sinnesart verwandt fühlte, wie er in ihm ein Vorbild aller gemeinnützigen und vaterländischen Tätigkeit sah, das lässt sich nicht besser schildern, als mit den schönen Worten, die Pestalozzi in der schon öfters erwähnten Schrift „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes" dem verstorbenen Freunde widmete (Werke Seyffarth XI, S. 38 bezw. 171): „Lavater, Lavater! Ach, dass du noch lebtest, ach, dass du in den Tagen, in denen das letzte begegnet, was wir erfahren

noch gelebt hättest, wir hätten denn doch auch einen Mann gehabt, von dem Tausend und Zehntausend und Hunderttausend gesagt hätten: Gott, das Vaterland und die Menschen ruhen in Unschuld in seinem Herzen. Du, du Einziger hättest in der Stunde unserer gegenseitigen Umtriebe und unseres gegenseitigen Unglaubens im Lande gefunden und wärest in der Mitte der streitenden Väter und unserer alles Innere, Heilige der menschlichen Verhältnisse vergessenden Selbstsucht dagestanden, wie einst ein heiliger Mann von deinem Herzen in Stans im Kreis der empörten Väter des Vaterlandes rettend dastand.“ — — — „Vaterland! Um vorwärts zu kommen, musst du zurück und dahin kommen, dass deine Kinder wieder, wie noch vor vierzig Jahren, Lavaters Schweizerlieder in Übereinstimmung mit sich selbst im Herzen tragen und in Berg und Tälern, froh wie Älpler, den Kühreihen anstimmen.“

Zuletzt, doch nicht als der letzte aus Bodmers Kreise, ist noch der mehrerwähnte J. G. Sulzer zu nennen, „der Unterhändler zwischen den Verbesserern des Geschmacks seines Vaterlands, das er verlassen, und des neuen Vaterlands (Preussen)“, der begeisterte Apostel für Friedrich den Grossen in der Schweiz.

Für Hirzel ist er ein philosophischer Gelehrter, in dem Sinne, wie er den Philosophischen Bauern auffasst, „wo Denken Reden und Tun immer auf einen gemeinsamen nützlichen Endzweck zusammenstimmen“ (Hirzel, Sulzer I, 5). Im Moralischen, im Gemeinnützigen treffen sich die beiden Naturen.

Sulzer, den Vermittler zwischen Schweizern und Deutschen, schmerzt es, dass seine neuen Landsleute nur allzuleicht über der Form, über „den äusseren Zieraten in den Werken des Geistes“ die moralische Grösse vergessen, nach der die schweizerischen Freunde stets streben.

Wie bringen diese Töne ähnliche Saiten bei Hirzel zum erklingen. Wie musste er sich dem Ästhetiker verwandt fühlen, dessen Ideal darin gipfelte, das Volk durch die schönen Künste zum Gehorsam der Gesetze und zu jeder öffentlichen Tugend zu führen.

Die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften zeigt uns die beiden Schweizer wiederum von derselben Sinnesart. Auch die Wissenschaft wird, wie die Kunst, in den Dienst des Moralischen und Nützlichen gestellt. Für Hirzel bei seinen anatomischen Versuchen, wie für Sulzer bei seinen Forschungen über den Gang der Natur ist die Natur Schule des Geistes und Herzens.

Von denselben Idealen, wie Hirzel erfüllt, bekundet Sulzer während seines ganzen Lebens den Hang zur Zurückgezogenheit auf dem Lande. Auch den Bestrebungen zur Hebung der Landwirtschaft scheint er Interesse entgegenzubringen. In demselben Jahre, in dem der Philosophische Bauer erscheint, finden wir in dem Kreise der Ökonomischen Gesellschaft in Bern auch Sulzer, der damals eine Reise durch die Schweiz machte. Mit Mendelssohn ist er der erste „Ausländer", der zum Beitritt in die Gesellschaft aufgefordert wird.

In Sulzers Erziehungsplänen sind physiokratische Elemente zu finden, vor allem in dem Hinweise darauf, dass den Kindern ein System der theoretischen und praktischen Weltweisheit und deutlichen Erkenntnis der Gesetze beigebracht werden soll (Hirzel, Sulzer II, 55, 56).

Während der erwähnten Reise muss Sulzer mit Hirzels Werke und mit dem Originale von Hirzels Schilderung bekannt geworden sein. Bei seiner Abreise bedauert er es tief, ein Land verlassen zu müssen, „worin ein Philokles (Zellweger), ein Bodmer, ein Kleinjogg wohnen".

---

Hirzels mannigfache Beziehungen zur deutschen Literatur sind bekannt genug und kommen für uns nur wenig in Betracht.

Die Freundschaft mit Klopstock (dem Hirzel eine Ode widmete in Bürklis Blumenlese II, S. 226) war nur von kurzer Dauer.

In Bern, dem Sitze der Ökonomischen Gesellschaft, empfindet Wieland die Einflüsse der ackerbaufreundlichen

Atmosphäre. Er will Zimmermann[1]) zu einem Lehrgedichte über die Schönheiten der Natur bereden und entwirft selbst, wie wir sahen, ein philosophisches Gedicht über die Agrikultur.

Am 5. I. 1762 schreibt er an Zimmermann[2]): „Wer der Monsieur Kleinjogg ist, bin ich desto neugieriger, zu wissen, da mir Mlle. Bondely schreibt, er werde für den Freund Rousseau ins Französische übersetzt“ (s. oben).

Ein Urteil Wielands über den Philosophischen Bauer konnte ich nicht finden. Den Verfasser des Werks nennt Wieland im Deutschen Merkur (Dezember 1779) einen Mann, „der in seinem eigenem edelen Wirkungskreise, als Mensch, als Hausvater, als Arzt, als republikanischer Staatsmann, als Gelehrter, als Schriftsteller selbst unter die Besten seines Volks und seiner Zeit gehört“.

Fester waren die Bande, die Hirzel mit anderen deutschen Dichtern verknüpften. Hirzels Urteil über die damalige deutsche Literatur offenbart er in einem Briefe an Gleim vom Juni 1774[3]): „In Ihnen, unserem seligen v. Kleist, in Langen, Spaldingen, Sulzern, Ramlern sah ich die wichtige Epoche für Deutschland sich enthüllen, in welcher die schönen Wissenschaften unter dem Deutschen sich zu der klassischen Höhe emporgeschwungen und dem deutschen Tiefsinn und Gründlichkeit die Zauberkraft mitgeteilt, sich einen allgemeinen Eingang bei den Menschen zu verschaffen, und zugleich das Herz zu erwärmen, da sie den Kopf erleuchteten.“

Das Element, in dem sich der Schweizer und der Deutsche hier finden, ist weniger Gleims horazisch-anakreontisches Ideal vom Landleben, als die Empfindsamkeit, in die all die neuen Beiträge zu der Beschreibung des „Philosophischen Bauers“ getaucht sind.

Im einzelnen lassen sich manche Beziehungen Hirzels zu dem oben genannten Kreise unschwer verfolgen, so vor allem

---

[1]) Ausgew. Briefe von W. an versch. Freunde. Herausgeg. von H. Gessner. I. S. 251.

[2]) l. c. II. S. 167.

[3]) Wirtschaft eines Philosophischen Bauers. Neue Auflage 1774. S. 230.

sein Verkehr mit Lange, der aber mehr seichte Freundschaftständelei als tiefer gehende literarische Anregungen bietet.[1])

Besonders erwähnenswert scheint hier höchstens noch die Begeisterung dieses Zirkels Berliner Freunde für Thomsons Jahreszeiten, die Sulzer sogar zu einer Übersetzung anregten.[2]) Den Wirkungen der auch in die Schweiz eindringenden englischen Literatur können sich Hirzel und Pestalozzi nicht entziehen. Bei ersterem liegen eine Reihe direkter Zeugnisse über die Beschäftigung mit englischer Literatur vor.[3])

So wie das „Naturgefühl der Politiker", der Physiokratismus, vielfache Anregungen von England empfing, ebenso das Naturgefühl der Denker und Dichter. Wölfflin weist darauf hin,[4]) dass die englischen Freidenker von jeher in Zürich wohl bekannt waren, dass seit B. L. Muralts Briefen über die Engländer und Franzosen (1725) die Wahrheit und Natürlichkeit englischer Sitten als vorbildlich hingestellt wurden. „Die Ermahnungen zu einem gesunden Naturleben, wie die Discurse der Maler sie enthalten, lassen sich zumeist aus den Spectator herleiten" (Wölfflin S. 79).

Wir finden hier weiter auf den Einfluss von Thomsons Jahreszeiten hingedeutet, in denen schon Taine den ganzen Rousseau fand. 1757 war Joh. Toblers Übersetzung von Thomsons Frühling erschienen, 1765/66 Thomsons Gedichte aus dem Englischen. Es ergiebt sich ohne weiteres, dass Hirzel der Herausgeber von Kleists Frühling sich mit der Dichtung von Kleists Vorgänger beschäftigt haben muss.[5])

---

[1]) Vergl. vor allem S. G. Lange. Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe, 1770. II. S. 22, 29 u. s. f.

[2]) Vergl. Ew. von Kleist Werke, Sauer'sche Ausgabe I. S. 152 und die dort zitierten Briefe.

[3]) Siehe Neue Prüfung des Philosophischen Bauers. S. 120 ff.: Richardson, S. 121 ff.: Fielding u. s. w.

[4]) Siehe „Gessner" S. 74, s. auch „Hirzel", Sulzer I. S. 208.

[5]) In der Diss. von K. Gjerset: „Der Einfluss von J. Thomsons Jahreszeiten auf die deutsche Literatur des 18. Jahrh.", Heidelberg 1898, fehlt leider die Darstellung der Einwirkung Thomsons auf die Schweizer. Ueber das Bekanntwerden der englischen Literatur in Zürich, vergl. auch G. Finsler l. c. S. 222 u. 25 u. Th. Vetter (Lit. Beil. zum Progr. der Höheren Töchterschule, Zürich 1891).

Ausser Thomson können wir an dieser Stelle noch Oliver Goldsmith nennen, dessen „Verödetes Dorf“ unter anderen von J. G. Schlosser, der mit den Schweizern in engen Beziehungen stand, übersetzt wurde. Doch war ihnen die Dichtung wohl schon vor dieser Übertragung bekannt. Man könnte vielleicht bei der Schilderung des verarmten Dorfes in Zschokkes Goldmacherdorf an das englische Gedicht denken, hier freilich aus dem elegisch-idyllischen in das nüchtern-realistische umgekehrt. Für den deutschen Hüttenenthusiasmus war diese Idylle jedenfalls von grossem Einflusse.[1])

Im gewissen Sinne darf auch der Vicar of Wakefield hier Erwähnung finden, vor allem, wenn wir an die Stellung des protestantischen Landgeistlichen innerhalb des Dorfes denken, wie sie Goethe, an Goldsmiths Werk anknüpfend, so treffend zeichnet: „Dichtung und Wahrheit“ (Hempel'sche Ausg. II, 196). „Ein protestantischer Landgeistlicher ist vieleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle: er erscheint wie Melchisedek, als Priester und König in einer Person. An den unschuldigsten Zustand, der sich auf Erden denken lässt, an den des Ackermanns, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung, sowie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft; er ist Vater, Hausherr, Landmann und so vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grunde ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten und, wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man sich einen solchen Mann, mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nötigen Kennt-

[1]) Siehe E. Schmidt l. c. S. 196 und Goethes „Dichtung und Wahrheit“. Hempel III. S. 344 (Anm. G. von Loepers).

nisse, sowie eine heitere, gleiche Tätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt, das Gute zu wirken — und man wird ihn wohl ausgestattet haben". Wir sehen hier geradezu ein Musterbeispiel für die Dorfgeschichte. Von Pestalozzis Lienhard und Gertrud angefangen, kehrt stets das Bild des Landgeistlichen, meist mit den hier geschilderten Grundzügen in der Schweizer Dorfdichtung wieder.

Für Hirzel konnten freilich derartige literarische Anregungen für eine schöne Form der Bauerngeschichte noch nicht existieren. Steht er doch aus moralischen Gründen dem Roman fast feindlich gegenüber.

Man vergleiche seine Betrachtungen über Aufklärung und über Romane („etwas über Aufklärung und Volkserleuchtung dieser Zeit", neue Prüfung des Philosophischen Bauern 1785, Seite 138 ff.).

Hirzel zweifelt daran, dass sich eine wahre Aufklärung verbreitet habe. Vorurteile habe man weggeworfen, ohne feste Grundsätze an ihre Stelle zu setzen. Ein Enthusiasmus für Tugend und Schönheit und Recht habe Platz gegriffen, ohne dass eine deutliche Vorstellung von diesen Begriffen in den Seelen lag.

Begeisterung für das Schöne und Gute wollten auch die Romane der Zeit erwecken. „Aber können diese nicht ebenso leicht dem Laster dienen, als der Tugend, wenn eine aufgeklärte Vernunft nicht den Zaum hält und die erweckten Leidenschaften leitet?"

So sind vor allem die Romane gefährlich, deren Hauptgegenstand die Liebe ist, „auch wenn sie dies Gefühl im Glanze der Tugend zeigen". Rousseau habe in der Vorrede zur neuen Heloise ein Mädchen, das einen Roman liest, für verdorben erklärt. „Nur ist unbegreiflich, dass die Empfindungen dieser Wahrheit ihm nicht die Feder aus den Händen geschlagen, da er im Begriffe war, den gefährlichsten Roman zu schreiben."

Kein Wunder, dass Hirzel es schliesslich als eine der weisesten Anordnungen von Österreichs „tugendhafter Beherrscherin“ Maria Theresia betrachtet, dass sie „durch die Hand ihres weisen Lieblings, van Swieten, den Romanen den Zugang in ihre Provinzen versperrte“. — — —

Auch Pestalozzi — eine interessante Parallele mit Hirzel — steht lange Zeit der schönen Literatur direkt feindselig gegenüber.

Nichts ist bezeichnender, als die Stelle aus einem Aufsatz für die 1765 gegründete moralische Wochenschrift „Der Erinnerer“[1]): „Dass doch alle anakreontischen Lieder eines Gleims, eines Lessings und eines Utzens, samt ihres Strafpredigers,[2]) komischen Erzählungen und alle dergleichen schönen Unfläthereien verboten würden! Oder ist es vielleicht noch nicht ausgemacht, dass sie schädlich seien? Ist vielleicht ein Löwe in der Schafshaut kein Löwe? Mich dünkt, der Teufel läuft nicht mehr herum, wie ein brüllender Löwe — er geht herum und singt anakreontische Lieder und macht leicht fliessende komische Erzählungen.“

Verschiedene Äusserungen Pestalozzis an derselben Stelle deuten darauf hin, dass ihm damals die Verbreitung seiner Ideen in irgend einer höheren literarischen Form durchaus ferne lag. Ihm genügte eine Propaganda beim Volke ungefähr in der Art, wie Hirzel sie sich vorstellte. So wünscht er etwa kurze, leicht fassliche Bearbeitungen von populär-medizinischen Schriften, wie Tissots „Anleitung für das Landvolk in Absicht auf seine Gesundheit“ oder er möchte, dass jemand „einige Bogen voll einfältiger, guter Grundsätze der Erziehung, die auch für den gemeinsten Bürger oder Bauer verständlich und brauchbar wären“, drucken liesse, die dann überall umsonst ausgeteilt werden sollten.

Es ist ein weiter Weg von diesen literaturfeindlichen Bekenntnissen bis zur Abfassung des Volksbuchs, oder wie

[1]) Werke, Seyffahrth I. S. 153 ff.

[2]) Anspielung auf Wieland (Empfindungen eines Christen).

man es damals zunächst aufnahm, und wie es auch für den ersten Teil des Werks zutrifft, des Romans Lienhard und Gertrud.[1])

Die Entstehungsgeschichte des Werkes bildet in manchen Beziehungen ein Rätsel, dessen Lösung um so schwerer ist, als die Hauptquelle, Pestalozzis autobiographische Aufzeichnungen, nicht immer unbedingt zuverlässig sind.

So weist J. Keller, der verdienstvolle Herausgeber der Briefe Pestalozzis an Iselin, darauf hin, dass die merkwürdige Behauptung Pestalozzis im Schweizer Blatt (1782, Werke Seiffarth I, 246), „er habe dreizehn Jahre lang weder ein Buch gelesen, noch einen Gedanken gehabt, der auf irgend ein schriftstellerisches Fach Beziehung hatte", jedenfalls Widersprüche enthalte.

Hatte doch Pestalozzi in der zuerst in den Ephemeriden von 1780, Bd. I, S. 513 veröffentlichten „Abendstunde eines Einsiedlers" den sonderbaren und vor der Ausgabe der genannten Briefe unaufgeklärten Passus über Goethe gebracht: „O Fürst in Deiner Höhe! — O Goethe in Deiner Kraft! — Ist das nicht Deine Pflicht, o Goethe, da Deine Bahn nicht ganz Natur ist? — Schonung der Schwachheit, Vatersinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauch seiner Kraft, das ist reine Höhe der Menschheit. — O Goethe, in Deiner Hoheit, ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittere, schweige und seufze. — Deine Kraft ist gleich dem Drang grosser Fürsten, die dem Reichsglanz Millionen Volkssegen opfern."

---

[1]) Pestalozzi selbst spricht sich bitter darüber aus, dass man die innere Tendenz von Lienhard und Gertrud nicht erkannte und dass man das Werk in seiner nächsten Umgebung nur als „einen die Lesesucht des damaligen Zeitgeschlechts lebhaft ansprechenden Roman ansah". (Siehe Werke Seyffarth XII. S. 435 ff.) Im „Kompendium der deutschen Literaturgeschichte u. s. w." von E. J. Koch, Berlin 1798, wird das Werk II. S. 292 unter den Romanen angeführt. Musäus nennt es in einer Kritik in der allgemeinen deutschen Bibliothek, 1782, 52. Band, ein „Weizenkorn auf dem Spreuhaufen der deutschen Romanentenne". (S. darüber und über weitere Kritiken Pestalozzi — Bibliographie S. 60 ff.) Die Bezeichnung „Bauernroman" für L. und G. findet sich zuerst bei Iselin in der Anzeige des Werks in den Ephemeriden 1781 II. S. 337.

In dem 14. Brief an Iselin (Pädg. Bl. 1884, S. 94) scheint Pestalozzi diese Stelle so zu deuten, dass er bei Goethe den wahren Glauben und die Moral nach seinem Sinne vermisse. Beim richtigen Gebrauch seiner Kräfte könne Goethe ein Prophet und Mann Gottes fürs Volk sein. Jetzt sei er ein Irrlicht zwischen Engel und Satan und insoweit niederer Verführer der Unschuld. — Zum mindesten steht also die Beschäftigung mit Goethe fest,[1]) von der ich freilich nicht mit Götzinger[2]) annehme, dass sie auf Geist und Ton in Lienhard und Gertrud tiefer gewirkt habe. Eine Vergleichung dieses Volksbuchs mit dem „Götz von Berlichingen" vollends (unter Hinweis auf den losen, szenenartigen Aufbau von Lienhard und Gertrud) ist mir nicht recht verständlich, obgleich sich das dramatische Element in Pestalozzis Werk nicht bestreiten lässt.

Er selbst empfand wiederholt — abermals ein Beweis dafür, dass er nicht eine so lange Epoche hindurch keine literarische Idee gefasst haben kann — den Gedanken, dass er „Besitzer einiger Fähigkeiten fürs Theater sei" (Brief an Iselin vom 24. April 1782). Er bittet Iselin, „wenn ihm ein historisches Sujet bekannt sei, das in die gegenwärtigen Gesichtspunkte der österreichischen Regierung einschlage und theatralischer Behandlung fähig sei, ihm gelegentlich davon ein Wort zu melden". Iselin starb kurz nach Empfang dieses Briefes, und Pestalozzi kam auf ähnliche Pläne nicht mehr zurück.

Pestalozzis literarische Tätigkeit von 1765—1781 steht im wesentlichen im Dienste des gemeinnützig Praktischen. Die meisten der in der Chronologie Pestalozzi'scher Werke (bei Seyffarth XII, 548) genannten 13 Schriften aus dieser Zeit sind

[1]) Dafür spricht vor allem auch die Übernahme von „Wanderers Nachtlied" (mit der P. L. Kayser'schen Kompos.) in den ersten Teil von Lienhard und Gertrud.

[2]) „Lienhard und Gertrud als Dichtung betrachtet"; Mann, deutsche Blätter für erz. Unterr. 1881, wieder abgedruckt in den Pestalozzibläättern 1881 a. a. O. Hier unter Benutzung der ausführlichen Inhaltsangabe in der Pestalozzi-Bibliographie S. 64 ff.

den genannten Zwecken gewidmet. Als literarische Vorstudien zu Lienhard und Gertrud kann man — lediglich ihres Gedankenganges wegen — die Briefe an N. E. Tscharner über Erziehung der armen Landjugend (Seyffarth III, 247) und die schon erwähnte „Abendstunde eines Einsiedlers“[1]) nennen, die Pestalozzi selbst als Vorrede zu allem, was er schreiben werde, bezeichnet.[2]) — Und fremde literarische Einwirkungen?

Im Schwanengesang berichtet Pestalozzi ausführlich über die Entstehung des Volksbuchs (Seyffarth XII, 432 ff.).

Seine bedrängte ökonomische Lage trieb ihn, der sich im Drange seiner Schicksale „kulturhalber“ (hiermit ist wohl seine landwirtschaftliche Tätigkeit gemeint) so vernachlässigt hatte, dass er bald keine Zeile mehr ohne Sprachfehler schreiben konnte, zu dieser literarischen Tätigkeit. Ein Vorbild seien ihm Marmontels Contes Moraux gewesen. „Ich schrieb fünf oder sechs dergleichen kleine Erzählungen, von denen ich nichts mehr weiss, als dass mich keine von ihnen ansprach; die letzte war Lienhard und Gertrud, deren Geschichte mir, ich weiss nicht wie, aus der Feder floss und sich von selbst entfaltete, ohne dass ich den geringsten Teil davon im Kopfe hatte oder auch nur einem solchen nachdachte.“

Wir können uns hier wieder versucht fühlen, wie öfters im Schwanengesang, dem eigenen Zeugnis des Autors etwas zu misstrauen: Marmontels Erzählungen wirken gegenüber Pestalozzis Bildern aus dem Volksleben wie gezierte Idyllen.

Trefflich aber hat Pestalozzi geschildert, wie er unbewusst und aus einer fast völlig unliterarischen Vergangenheit heraus

---

[1]) Vergl. die Nachweisungen bei F. Mann, Pestalozzis ausgewählte Werke III. (IV. Aufl. 1893) S. 7, 8, 10, 13, 16, 17.

[2]) Brief an Iselin vom 29. September 1780 (l. c. S. 100). Der Herausgeber der Briefe folgt genau der Pestalozzi'schen Schreibweise, so dass diese Briefpublikation ein merkwürdiges Dokument für Pestalozzis erstaunliche Unbehilflichkeit im Schreiben bietet. Wie viel muss Iselin an „Lienhard und Gertrud“ verbessert haben! Angesichts dieses Briefes ist es mir übrigens nicht recht verständlich, wie Mann (l. c. S. 5) erklären kann, „es fehle an einem direkten Zeugnisse Ps., dass diese Schrift von ihm herrühre“.

zum Dichter wird, fast ein Poet wider Willen, wie sein Landsmann Bitzius.

Die Wahrheit, die Pestalozzi erst in der Form eines Katechismus[1]) „aus dem Geiste und der Erkenntnissphäre“ des Landvolks heraus den Darbenden verkünden wollte, hier bot er sie dar, durch die Kunst veredelt und geklärt und doch wieder echt volkstümlich. Mit Recht durfte er von sich sagen, dass der Ton, den er angenommen hatte, ihn zu Begriffen und Wendungen führte, die auf keine andere Art sich so leicht und schicklich sagen liessen.[2])

Die Frische des ersten Wurfes (d. h. des ersten Teils der ersten Ausgabe) erreichte Pestalozzi in den späteren Teilen und in den verschiedenen späteren Bearbeitungen nicht mehr, in denen endlos breite Betrachtungen das Poetische überwuchern.

---

Hirzel schrieb aus der Beobachtung des Volks für die Gebildeten, Pestalozzi für das Volk, das er erforscht hatte.

Es mag für den an Enttäuschungen Gewöhnten eine der traurigsten Enttäuschungen gewesen sein, als ihm sein „Nachfolger“ Zschokke bei einer Unterhaltung über Volksschriftstellerei bekennen musste: „Ihr Lienhard und Gertrud ist ein Meisterwerk, dem ähnliches die deutsche Literatur nichts aufzuweisen hat, aber es ist schlechterdings kein Volksbuch; darum ist es auch nicht in den Händen des Volks. Ich fand es in vielen Büchersammlungen der Städte, noch in keiner Bauernhütte.“[3])

Hätte Pestalozzi in die Zukunft schauen können, so wäre ihm der zweifelhafte Trost geworden, dass es andern Volksschriftstellern nicht besser ging.

Gottfried Keller[4]) giebt gewichtige ökonomische, Berthold Auerbach[5]) treffende psychologische Gründe für diese Erscheinung.

---

[1]) Vergl. den dritten Brief an Iselin (ohne Datum, l. c. S. 77).
[2]) l. c. S. 185.
[3]) Prometheus, herausg. von Zschokke 1838. I. S. 251.
[4]) „Jeremias Gotthelf“, G. Kellers nachgelassene Schriften. S. 94.
[5]) Schrift und Volk S. 72 ff.

Kellers Gründe sind inzwischen hinfällig geworden: Pestalozzis Volksbuch und Jeremias Gotthelfs Hauptschriften sind in billigeren Ausgaben dem Volke zugänglich gemacht.

Pestalozzis Absichten auf das Volk waren lediglich gemeinnützige. — Ob auch das Künstlerische, wie es Keller erhoffte, in die Bauernhütten seinen Einzug halten wird?

Ob sich sein Traum, dass es nur noch eine Poesie für alle Stände geben werde, trotz aller Veranstaltungen zur Volksbildung so bald verwirklichen lässt?

Noch bedürfte es dazu einer Versöhnung von Gegensätzen, die wohl nur ein Träumer des 18. Jahrhunderts für ausgleichbar gehalten hätte.

# Lebenslauf.

Ich bin geboren am 10. März 1870 zu New-York als Sohn des Kaufmanns Herrn Charles L. Hallgarten und dessen Ehefrau Elise, geb. Mainzer. Nachdem meine Eltern nach Deutschland übergesiedelt waren, besuchte ich von Herbst 1879 an das Gymnasium zu Frankfurt a. M., das ich Ostern 1889 mit dem Reifezeugnis verliess. Ich studierte dann in München, Berlin und Heidelberg Jurisprudenz und promovierte am 4. Mai 1894 in Heidelberg zum Doktor juris. Dann trieb ich nationalökonomische und literarhistorische Studien, veröffentlichte 1899 in den Münchener volkswirtschaftlichen Studien die Schrift: „Die kommunale Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses in England“ und verschiedene Aufsätze. Im Jahre 1903 veranstaltete ich für die Sammlung „Die Meisterwerke der Deutschen Bühne“, herausgegeben von G. Witkowski, eine Ausgabe des Grabbe'schen Napoleon. Vom Wintersemester 1901/02 an hörte ich literarhistorische, germanistische und andere Vorlesungen bei den Herren Professoren: Brentano, Muncker, Paul, Sandberger, Schick. Für die wohlwollende Förderung meiner Studien spreche ich besonders den Herren Professoren Muncker und Paul meinen herzlichsten Dank aus.